the
university of

hbl, stx DC 231.M3
v. 2
Jungen Feldjagers Zeitgenosse in p
3 9153 00523517 3

DC/231/M3/v.2

Der
junge Feldjäger
in
französischen- und englischen Diensten.

Eingeführt durch
J. W. von Göthe.

[redacted]

Des
jungen Feldjägers
Zeitgenosse
in
preußischen, französischen, englischen
und sardinischen Diensten.

Nach dessen Tagebuche
erzählt
vom
Feldjäger
und
eingeführt
durch
J. W. von Göthe.

Zweites Bändchen.

Braunschweig:
Im Verlags-Comtoir.

1831.

DC
231
M3
v.2

Erstes Kapitel.

Ankunft auf Helgoland. — Ueberfahrt mit einem Schmuggler nach Deutschland. — Gute Aufnahme in einem Wirthshause. — Verweigerung der Aufnahme in mehreren Wirthshäusern. — Ich werde von Gensd'armen arretirt. — Transport nach Stade. — Eintritt in das Hospital. — Gänzliche Herstellung. — Abermaliger Eintritt in den französischen Dienst.

Nach einer sehr stürmischen Fahrt, was in dieser Jahreszeit auf der Nordsee gewöhnlich ist, betrat ich zu Ende des Octobers, mit 3 Carolin Reisegeld, mit meinem Abschiede und mit einem lahmen Arme die Insel Helgoland. Ich traf hier eine große Menge Hannoveraner und andere Landeskinder des neu errichteten Königreichs

Westfalen; die meisten waren aus ihrem Vaterland entflohen, weil man davon sprach, daß ein großer Theil des westfälischen Heeres zur Unterstützung der Franzosen nach Spanien marschiren sollte. Aber diese armen Teufel kamen aus dem Regen in die Traufe; denn sie wurden hier für die englisch-deutsche Legion angeworben, und da bekanntlich die meisten Bataillons dieses Corps bis zu Ende des Krieges in Spanien blieben, so haben viele von denen, welche die Furcht vor Spanien aus ihrer Heimath trieb, doch noch in diesem Lande ihr Grab gefunden. Mich überließ man hier ganz mir selbst, niemand kümmerte sich um mich, und ich mußte selbst dafür sorgen, wie ich nach Deutschland kommen könnte.

Auf Helgoland war damals die Hauptniederlage aller Schmuggler der ganzen Nordseeküste, von Emden bis Curhafen; ungeheure Vorräthe von englischen Waaren aller Art waren hier aufgehäuft, und jede Nacht gingen Fahrzeuge von hier aus nach der deutschen Küste, um, der Wachsamkeit der französischen Zollgarden zum Trotze, diese so streng verbotenen Waaren einzuschwärzen. Da bei diesem Geschäfte viel zu gewinnen war, so gerieth ich selbst in Ver-

suchung, einen Theil meines Geldes auf den Ankauf sogenannter kurzer Waaren zu verwenden, um sie dann mit Gewinn in Deutschland wieder abzusetzen. Bei reiferer Ueberlegung unterließ ich es jedoch, um mich, bei meiner an sich schon unsichern Lage, nicht der Gefahr, als Schmuggler eingefangen und bestraft zu werden, auszusetzen. Die Wahl, mit welcher Gelegenheit ich überschiffen wollte, so wie die Zeit meiner Abreise, stand mir ganz frei; indessen wünschte ich doch so bald als möglich mein Vaterland zu betreten, und überdies verminderte ein längerer Aufenthalt meine Casse immer mehr, so daß ich, wenn ich noch länger zögerte, am Ende genöthigt gewesen wäre, mich nach meiner Heimath durchzubetteln. Ich war gleich in den ersten Tagen mit einem Schmuggler bekannt geworden, und dieser hatte mir einen Schiffspatron vorgeschlagen, der rechtlicher und vorsichtiger, als seine Collegen sein sollte. Ich wendete mich an ihn, aber nicht ohne große Sorgen; denn man hatte mir allgemein versichert, daß ich bei dieser Ueberfahrt große Gefahr liefe; denn, wenn wir das Unglück hätten, in die Hände der Zollgarden zu fallen, so würde man meiner Versicherung, daß ich nicht zu den

Schmugglern gehörte, keinen Glauben schenken, sondern mich eben so wie diese bestrafen, und die Strafe war 10 bis 20 Jahre Zuchthaus, zuweilen auch der Tod. So wenig ermuthigend diese Nachrichten für mich waren, so blieb mir doch kein anderer Ausweg übrig, und ich mußte erwarten, was mein Loos sein würde.

Als ich dem Patron des Fahrzeugs meine Besorgnisse mittheilte, sagte er: „Wer wird so ängstlich sein; wie viele Ballen verbotener Waaren habe ich nicht hinübergeschafft, seitdem die Franzosen die Küste besetzt haben. Sie werden mir also doch zutrauen, daß ich Gewandheit genug besitze, um einen englischen Invaliden an das Land zu setzen." Ich wurde über den Preis der Ueberfahrt bald mit ihm einig und am Abend des 10. Novbr. sagte ich der Insel und meinen Bekannten Lebewohl, bestieg das kleine Fahrzeug und fuhr mit gutem Winde, aber bei einer so strengen Kälte, daß ich vor Frost am ganzen Leibe zitterte, dem lieben Vaterlande zu.

Wir erreichten glücklich die Mündung der Elbe, und ohne daß wir auch nur einen Strandwächter oder Zollgarden gesehen hatten, setzte mich der Schiffer,

nachdem er mir zum Abschiede noch einen tüchtigen Schluck Branntwein gegeben hatte, vor Tagesanbruch an das Land und sagte: „Nun geht mit Gott und sorgt selbst für Euer weiteres Fortkommen."

Da stand ich nun, vor Kälte fast erstarrt, hinter mir brauf'te das Meer, vor mir breitete sich eine unabsehbare mit Schnee bedeckte Sandfläche aus, ohne daß sich meinem ängstlich-suchenden Auge auch nur die mindeste Spur eines gebahnten Weges zeigte. Einige Augenblicke stand ich still und sah um mich, aber nirgends bemerkte ich ein Merkmal, nach welchem ich meine Richtung hätte nehmen können; bei der strengen Kälte konnte ich mich auf keine längere Ueberlegung einlassen, und es blieb mir nichts übrig, als in dem kniehohen Schnee vorwärts zu schreiten, wo ich jeden Augenblick in einen Graben oder ein Loch stürzen konnte. Eine Viertelstunde mochte ich mich mühsam fortgeschleppt haben, als ich zu meiner Freude bemerkte, daß ich mich auf einem zwar mit Schnee bedeckten, aber doch früher betretenen Wege befand. Jetzt beseelte mich neuer Muth; denn der Weg mußte mich ja doch zu einem von Menschen bewohnten Orte führen, und von diesem konnte ich mir wenigstens

Auskunft über die Gegend, in der ich mich befand, versprechen.

Ohngefähr nach einer halben Stunde erreichte ich glücklich ein Dorf, hinter mehreren Fenstern brannten Lichter, und meiner Rechnung nach mußte der Tag bald anbrechen. Ich klopfte an das erste erleuchtete Fenster an, es öffnete sich, ein Mädchenkopf mit noch verwirrten Haaren sah heraus und fragte, was es gäbe. Ich bat um Einlaß, bekam aber zur Antwort: „Hier ist kein Wirthshaus," und damit flog das Fenster zu. Ich bat wiederholt, aber umsonst; man würdigte mich nicht einmal einer Antwort, unhöflich durfte ich nicht werden, und es blieb mir nichts übrig, als weiter zu ziehen und mein Heil an einem andern Hause zu versuchen. Zum Glücke fand ich bald den Krug, dessen Bewohner ebenfalls schon munter waren, und wo ich ohne Umstände eingelassen wurde.

In dem niedrigen Stübchen des kleinen, ärmlichen Wirthshauses fand ich mehrere Männer, ihrer Kleidung nach zu urtheilen, Schiffer, die eben ihr aus Suppe, holländischem Käse, Butter und Branntwein bestehendes Frühstück verzehrten. Als ich ihnen

einen guten Morgen bot, sahen mich alle, über mein sonderbares Aeußere erstaunt, mit großen Augen an; denn abgesehen davon, daß ich über und über weiß beduftet war, fiel ihnen auch meine englische Kleidung auf, an die man hier zu Lande gar nicht mehr gewöhnt war. Der Wirth trat mir sogleich entgegen und fragte, wer ich sei, wo ich herkäme, besonders aber, ob ich einen Paß hätte. Obgleich ich früher die plattdeutsche Sprache ziemlich gut verstanden hatte, so kostete es mir dennoch Mühe, um die an mich gerichteten Fragen vollkommen zu verstehen und gehörig zu beantworten. Ich erzählte ihm und den andern Gästen, die aus Neugierde ihr Frühstück verlassen und einen Kreis um mich gebildet hatten, daß ich in englischen Diensten gestanden, aber als invalid meinen Abschied erhalten habe. „Was, Ihr seid ein Engländer," tönte es aus aller Mund, „kommt, setzt Euch nieder, eßt und trinkt mit uns, so lange es Euch gefällt." Als ich diesen Leuten meine jüngsten Schicksale mittheilte, gaben sie alle mir auf eine so herzliche Art ihr Mitleiden zu erkennen, daß ich bei dieser so unerwarteten Theilnahme ganz fremder Menschen, mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Während ich mir es nun in diesem freundlichen Kreise vortrefflich schmecken ließ, erkundigte sich der Wirth abermals nach meinem Passe, und als ich ihm erwiederte, daß ich außer meinem englischen Abschiede nichts zu meiner Legitimation hätte, machte er ein bedenkliches Gesicht und sagte, dann möchte ich so bald als möglich sein Haus verlassen; denn er sei keine Stunde vor dem Besuche der Gensd'armen sicher, und wenn diese mich ohne Paß bei ihm fänden, so würde das nicht allein für mich, sondern auch für ihn üble Folgen haben. Das war ein herrlicher Trost für mich; denn ich war willens gewesen, hier wenigstens einen Tag auszuruhen und mich dann nach der nächsten Stadt zu begeben, um mir dort einen Paß zur Rückkehr in meine Vaterstadt ausstellen zu lassen. Ich bat ihn dringend, mir einen längern Aufenthalt zu gestatten, die Schiffer nahmen sich meiner an und suchten den Wirth zur Erfüllung meiner Bitte zu bewegen; aber dieser blieb bei seiner Meinung und sagte: „das versteht Ihr nicht, meine Herren, ich darf bei dem besten Willen nicht anders handeln, noch vor wenig Tagen habe ich 5 Thlr. Strafe bezahlen müssen, weil ich einen armen Handwerksburschen ohne Paß

aufgenommen hatte, und diese Summe schmerzte mich genug, aber nicht viel mehr, als, daß ich mit ansehen mußte, wie diese verwünschten französischen Strickreiter dem armen, wahrscheinlich ganz unschuldigen, Menschen das Geschmeide, wie sie ihre Daumenschrauben nennen, anlegten und ihn fortführten. Nein, einem solchen Schaden und dieser Unannehmlichkeit setze ich mich um keinen Preis wieder aus, wen ich nicht genau kenne und wer keinen Paß hat, den nehme ich nicht auf; und was nützte es Euch auch, wenn ich jetzt Euren Bitten nachgäbe, Ihr würdet der Polizei doch nicht entgehen, und ich kann Euch nichts besseres rathen, als daß Ihr Euch so bald als möglich einen Paß zu verschaffen sucht."

Ich überzeugte mich hierdurch vollkommen, daß der Wirth ein guter, menschenfreundlicher Mann war, aber in diesem Falle mit dem besten Willen nicht anders verfahren konnte; also ergab ich mich in mein Schicksal, griff in die Tasche, und wollte mein Frühstück bezahlen. „Halt," riefen alle Gäste zugleich, „daraus wird nichts," der Wirth erhob sich ebenfalls und sagte: „ich bin bezahlt, stecken Sie Ihr Geld nur wieder ein." Ich dankte, bereitete mich

zum Abmarsche, und erkundigte mich deshalb nach der nächsten größern Stadt und nach dem Wege, den ich dahin einzuschlagen hätte. „Im Grunde ist es ziemlich gleich, wo Sie hingehen," erwiederte man mir; „denn überall stellt man ehrlichen Leuten Pässe aus, am besten werden Sie jedoch thun, wenn Sie den nächsten Weg nach Bremerlehe einschlagen. Bis Dorum haben Sie sieben bis acht Stunden, und von da noch vier bis fünf Stunden bis dorthin, folglich können Sie in einem Tage recht gut die Stadt erreichen. Es wundert mich, daß Sie der Schiffer nicht bei Bremerlehe, wo die Schmuggelei noch viel schlimmer, als hier getrieben wird, an das Land gesetzt hat." Gestärkt durch das reichliche Frühstück, das ich mit diesen rohen, aber gutmüthigen Schiffern eingenommen hatte, hockte ich meinen Tornister wieder auf, und wanderte munter den mir vorgeschriebenen Weg zum Dorfe hinaus.

Das nächste Dorf, das ich erreichte, war Holten, ein ebenfalls sehr armseliger Ort, dann kam ich nach dem größern, dem Anscheine nach auch wohlhabendern, Walde, und um 3 Uhr Nachmittags erreichte ich Dorum. Alle, die mir begegneten, betrachteten mich verwundert; denn sie mochten wohl noch keine

oder wenigstens lange keine englische Jäger-Montur gesehen haben, angehalten aber wurde ich nirgends. Gegen Mittag ging ich vor einem, dicht an der Straße liegenden Hofe vorüber, der Besitzer stand in der Thüre und lud mich wahrscheinlich theils aus Neugierde, theils aus Menschenfreundlichkeit ein, mit ihm zu Mittag zu essen, welche Einladung ich mit Vergnügen annahm. Ich unterhielt ihn mit meinen Begebenheiten, und er theilte mir dafür einige Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Dinge in der Gegend mit. Er ergoß sich in bittere Klagen über den harten Druck der Fremdherrschaft, der auf dem ganzen Lande laste, daß man die schweren Abgaben kaum noch aufzubringen wisse; besonders sprach er von dem Aufwande, den der König von Westfalen machte, wie dessen Hof allen Lastern ergeben sei und den sauren Schweiß der Unterthanen in üppiger Schwelgerei verprasse.

Auch in Dorum kostete es mir Mühe, ein Unterkommen zu finden; als ich dem Wirthe statt des verlangten Passes meinen Abschied vorzeigte, begab er sich sogleich zum Maire, wie man den Schulzen damals nannte, und dieser erschien kurz darauf selbst, um mich zu sehen und zu befragen. Leider verstand

dieser Mann die englische Sprache nicht, konnte folglich auch meinen Abschied nicht lesen und meinte, so einen Wisch könnte ein jeder vorzeigen und ihm weiß machen wollen, daß es ein Paß oder ein Abschied sei. Ich hoffte, die Wahrheit meiner Aussage durch meinen gelähmten Arm zu beweisen und entblößte diesen, indem ich zu ihm sagte, wenn er hieher sehen wolle, so werde er sich überzeugen, daß ich ein bedaurenswerther, verkrüppelter Mensch sei; aber wie erschrak ich, als ich bemerkte, daß der Arm sehr geschwollen war und sich von neuem zu entzünden anfing. Ich hatte zwar während meiner Reise zuweilen heftige Schmerzen am Oberarme empfunden, aber ich schrieb es dem ungewohnten Tragen des Tornisters zu und hatte es weiter nicht geachtet. Der Schulze wurde bei dem Anblicke dieses wirklich stark entzündeten Armes etwas milder und sagte: „er wolle gern meinen Worten glauben, aber er dürfe mir den Aufenthalt durchaus nicht gestatten;" auf mein dringendes Bitten und Flehen indeß, ließ er sich endlich bewegen, und ich durfte bleiben.

Da ich die vorhergehende Nacht gar nicht geschlafen und heute eine ziemliche Strecke Weges bei schlech-

tem Wetter zurückgelegt hatte, so ersuchte ich den Wirth, mir ohne weiteres mein Lager in Stand zu setzen, und am andern Morgen wollte ich wieder aufbrechen, aber nicht nach Bremerlehe, sondern nach Bremervörde gehen, weil man mich vor jener Stadt gewarnt und mir versichert hatte, daß ich dort nicht nur keinen Paß erhalten, sondern wahrscheinlich verhaftet werden würde.

Kaum war ich, trotz der heftigen Schmerzen, die mir mein Arm verursachte, zufolge der Ermüdung sanft entschlafen, als ich sehr unsanft durch heftiges Schütteln aus dem süßen Schlafe erweckt wurde. Da man meinen kranken Arm berührt hatte, so schrie ich laut auf, rieb mir die Augen, sah mich um und erblickte zwei vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnete Gensd'armen, nebst dem Wirthe, der sie, mit dem Lichte in der Hand, an mein Bette geführt hatte. „Wer ist Er," fragte der eine Gensd'arme, „hat Er einen Paß oder kann Er sich auf irgend eine andere Art legitimiren?" Ich war durch diese plötzliche Ueberraschung so betroffen, daß ich nicht im Stande war, zu antworten, sondern bewußtlos die Gensd'armen anstarrte. „Nun, nicht lange gezaudert, den

Paß vorgezeigt. — Nun, was wird es denn?" Einen Paß habe ich nicht, wohl aber einen ehrlichen Abschied, als Invalide von dem Jäger-Bataillon des 60sten englischen Regiments. „Englischer Abschied hin, englischer Abschied her, wenn Ihr Euch auf keine andere Weise legitimiren könnt, so seid Ihr unser Arrestant; denn wer hier zu Lande ohne Paß angetroffen wird, den haben wir Befehl fest zu nehmen und nach der nächsten Arrondissementsstadt zu bringen; stehe Er also auf und kleide Er sich rasch an, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Ich bat die beiden Gensd'armen flehentlich, mich wenigstens diese Nacht hier zu lassen, weil ich gar zu ermüdet sei und heftige Schmerzen an meinem Arme empfände, auch gab ich ihnen zu bedenken, daß wir, da es schon ganz dunkel war, heute doch nicht viel von unserm Wege zurücklegen würden. Der Gensd'arm, der bis jetzt mit so viel Strenge gesprochen hatte, wollte meine dringenden Bitten nicht Statt finden lassen, und bestand darauf, ich sollte sogleich abreisen; der andere hingegen schien, trotz seines Standes, Mitleid mit meiner Lage zu haben, und bewog seinen Gefährten, diese Nacht hier zuzubringen. Mein Bette

und mein Schlafzimmer mußte ich freilich verlassen, und mich in die Wirthsstube begeben, wo ich von einigen Bauern, die für mich haften mußten, bewacht wurde; meinen Abschied hatten die Gensd'armen an sich genommen.

Der Schulze hatte mir zwar diese Nacht hier zu bleiben erlaubt, aber später hatte er überlegt, daß er leicht zur Verantwortung gezogen werden könnte, und deshalb benachrichtigte er die in einem eine halbe Stunde entfernten Dorfe befindlichen Gensd'armen von meinem Hiersein, und diese waren in der Hoffnung, daß ein guter Fang zu machen sei, sogleich herbeigeeilt. Ich will übrigens dieses Verfahren jenem Manne nicht zum Vorwurfe anrechnen, es herrschte damals in solchen Dingen die höchste Strenge, vorzüglich deshalb, weil man wußte, daß die Bewohner des ganzen Landes noch mit ganzem Herzen an ihren ehemaligen Beherrschern hingen, und außerdem benutzte man auch diese polizeiliche Strenge, um alles herumziehende Gesindel aufzuheben, und wenn es brauchbar war, unter das Militär zu stecken.

Am andern Morgen wollten mich die Gensd'armen mit Stricken binden und so fortführen, doch er-

laubten sie mir endlich auf mein inständiges Bitten und auf die Verwendung der anwesenden Bauern, frei zwischen ihren Pferden zu gehen. Von dem Wege, den ich einzuschlagen gedacht hatte, war freilich jetzt nicht mehr die Rede, doch waren meine Begleiter so vernünftig, wenigstens einige Rücksicht auf meine Gesundheitsumstände zu nehmen; schon nach sechs Stunden machten wir halt, und ich wurde in dem Flecken Bederkesa, in das zu dem dortigen Amthause gehörige Gefängniß gebracht, wo der Amtsfrohn so viel Mitleid mit mir hatte, eine bei einem solchen Manne gewiß seltene Eigenschaft, daß er mich nicht im Gefängnisse, sondern in einem Bette in seiner Stube schlafen ließ. Die Schmerzen, die mir mein Arm verursachte, ließen mich, verbunden mit der Sorge um meine Zukunft, die ganze Nacht nicht schlafen; als der Tag angebrochen war, erschienen meine Begleiter und führten mich weiter, bis wir gegen Mittag in einem vor dem Flecken Bremerroda gelegenen Wirthshause stille hielten, wo einer der Gensd'armen abstieg, einen Strick von seinem Sattel ablös'te und mir die Arme damit auf den Rücken band. Ich bat, ich flehte, kurz ich bot alles auf, um mich

vor dieser schimpflichen Behandlung zu bewahren; aber es war umsonst, sie versicherten mir, daß sie ihrem Befehle nach eigentlich jeden Gefangenen so behandeln müßten, und daß der Maire des vor uns liegenden Flecken in allen den Dienst betreffenden Angelegenheiten so streng wäre, daß sie mindestens einen derben Verweis zu erwarten hätten, wenn sie mich ungefesselt einbrächten.

Ich wurde also so gebunden mitten durch den sehr lebhaften und volkreichen Flecken transportirt, und unter der Begleitung vieler Neugierigen, wie gestern in das Amthaus gebracht. Der Amtmann erschien selbst, und bewies mir bald, daß er ein ächter Diener Napoleons sei, und bereitwillig jede auch noch so harte Maaßregel seines Gebieters ausführen werde; sein Amtsfrohn, der zur Bestätigung des Sprüchworts, wie der Herr, so der Diener, eben so hartherzig war, lös'te meine Bande und stieß mich in ein feuchtes, niedriges Loch.

Zu meiner Nahrung erhielt ich nichts, als eine Wassersuppe, schwarzes Brot und Wasser, aber nicht einmal so viel von dem letztern, daß ich während der Nacht meinen Durst löschen konnte. Diese Nacht war

überhaupt eine der fürchterlichsten meines Lebens; zufolge der Anstrengung der letzten Tage war ich außerordentlich erschöpft, ich empfand an meinem sich immer mehr entzündenden Arme heftige Schmerzen, es quälte mich ein brennender Durst, ich lag bei bedeutender Kälte in einem elenden Gefängnisse auf einer bloßen Schütte Stroh; alle diese Umstände vereint, brachten mich der Verzweiflung nahe, und bewogen mich mehr als einmal, den Tod, als Ende meiner Leiden, herbeizuwünschen. Ich jammerte unaufhörlich, aber kein menschliches Ohr vernahm meine Klagen, und die kalten Wände meines Gefängnisses waren nicht im Stande, mir zu helfen; endlich betete ich zu Gott um Erlösung aus dieser fürchterlichen Lage, die ich übrigens als gerechte Strafe ansah; denn alle meine Schicksale, seit meiner Entweichung aus dem Vaterhause, waren doch nur die Folgen des frühern Vergehens; nach diesem Gebete strömten häufige Thränen über meine Wangen herab und linderten wenigstens meinen Kummer in so weit, daß ich nicht ganz verzweifelte, und mit etwas mehr Ruhe geduldig das Loos zu ertragen beschloß, welches die Vorsehung über mich verhängen würde.

Endlich rasselten die Schlösser an der Thür meines Kerkers, der Frohn trat herein und hieß mich mit barscher Stimme aufstehen und ihm folgen; aber ich war zu entkräftet und erschöpft, als daß ich diesem Gebote hätte Folge leisten können. Ich erklärte ihm das mit flehender Stimme, aber der hartherzige Mann hielt es für eine bloße Ausflucht, trat näher, um mich mit Gewalt aufzuziehen, und faßte mich in dieser Absicht unglücklicher Weise an meinen schmerzhaften Arm. Ein lauter Schrei und eine heftige Ohrfeige, die ich dem Amtsfrohn unwillkührlich gab, war das Werk eines Augenblicks. Der Mann, der nichts weniger, als eine solche Kühnheit von mir erwartet hatte, fuhr zurück und wäre fast rücklings zu Boden gefallen, aber er erholte sich bald wieder von diesem Schrecken, fiel über mich her und ließ mich seine Fäuste dermaßen empfinden, daß ich Wehrloser schlimm weggekommen sein würde, wenn nicht zu meinem Glücke die Gensd'armen, über die lange Zögerung ungeduldig, hereingetreten wären.

„Der verfluchte Hund hat mir eine unbändige Ohrfeige gegeben," rief der Frohn ihnen in seiner plattdeutschen Sprache zu, und wollte sein Werk mit

neuer Kraft wieder beginnen; die gutmüthigern Gensd'armen aber konnten sich des Lachens nicht enthalten, hielten ihn zurück und sagten freundlich zu mir: „Stehe Er auf, damit wir endlich weiter kommen; denn wir haben heute einen tüchtigen Marsch vor uns."

„Und wenn ich mein Leben dadurch erretten könnte, so bin ich nicht im Stande, von hier aus bis auf die Straße zu gehen, noch viel weniger aber kann ich einen weiten Weg zu Fuße zurücklegen." „Ist Er denn wirklich so erschöpft und krank, Kamerad, daß Er zu Fuß nicht weiter gehen kann?" fragte der eine Gensd'arm. „Gott bewahre," schrie der wüthende Amtsfrohn, „der Kerl ist ein Erzspitzbube, seine ganze Krankheit ist Verstellung, hauen Sie ihn nur tüchtig durch, dann wird er schon zu Fuße gehen können." „Sachte, mein Freund, so streng wollen wir doch nicht verfahren, der Mensch hat sich nichts zu Schulden kommen lassen, als daß er ohne Paß angetroffen worden, und wer weiß, ob er sich nicht in Stade legitimiren kann, und wenigstens ein eben so ehrlicher Kerl ist, als Er."

Unterstützt von den Gensd'armen erhob ich mich,

verließ das Gefängniß und wurde in ein nahe gelegenes Wirthshaus gebracht, wo mich der eine bewachte, während der andere sich entfernte, um einen Wagen zu requiriren. Nach einer halben Stunde kehrte er mit einem mit zwei Pferden bespannten und mit Stroh versehenen Wagen zurück, auf den ich gelegt und fortgefahren wurde. Die ziemlich heftige Kälte griff mich sehr an, und die Schmerzen in meinem Arme vermehrten sich bedeutend, daher war einer der Gensd'armen, dem ich meine Noth klagte, so mitleidig, mir seinen großen Mantel zuzuwerfen, der mich ziemlich gegen die Kälte schützte. Auf dem fest gefrornen Boden fuhren wir rasch vorwärts und gelangten bei guter Zeit nach Stade. Die Gensd'armen erlaubten mir jedoch, einige Mal anzuhalten und mir zur Stärkung Kaffee geben zu lassen, den ich aber sehr theuer bezahlen mußte.

Bei unserer Ankunft in Stade versammelten sich eine Menge neugieriger Menschen um den Wagen, und alle wußten nicht, was sie aus mir machen sollten; einige hielten mich für einen Deserteur, andere für einen Spion, andere für einen verkleideten englischen Agenten, und jeder fällte nach seiner Meinung ein

Urtheil über mich. Trotz meiner Entkräftung wurde ich sogleich in das Expeditions-Zimmer des Militär-Commandanten gebracht, der mehrere Fragen an mich richtete, die von einem Secretair, nebst meinen Antworten, niedergeschrieben wurden. Dieses Verhör hatte jedoch kaum einige Minuten gedauert, als mich eine Ohnmacht überfiel und ich besinnungslos niederstürzte, worauf man nach einem Arzte schickte, um meinen Gesundheitszustand untersuchen zu lassen.

Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich, daß man meinen Arm entblößt hatte, der Arzt betrachtete ihn und sagte: „es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Mensch ein förmliches Wundfieber hat; sein Arm ist so stark entzündet, daß er nur dann zu retten ist, wenn ihm augenblickliche Hülfe zu Theil wird. Meiner Ueberzeugung nach, muß man den Menschen jetzt ganz in Ruhe lassen und sogleich in das Hospital bringen." Der menschlich gesinnte Commandant erkannte die Nothwendigkeit dieser Maaßregel und befahl, mich sogleich in das Hospital zu bringen, wo ich eine warme Stube, ein leidliches Bette und einen gefälligen Wärter fand. Während ich entkleidet wurde, verbarg ich unbemerkt die Paar Thaler, die ich noch

besaß, unter mein Kopfkissen, und dann legte ich mich nieder, gleichgültig, ob mich der Tod oder die Genesung erwarte.

Ein geschickter, menschenfreundlicher Arzt erschien sogleich, untersuchte meinen Arm und verordnete lindernde Umschläge und beruhigende Mittel. Zufolge dieser zweckmäßigen Behandlung erfreute ich mich einer sehr leidlichen Nacht; am Morgen wurde mein Arm abermals untersucht, besonders die Stelle, von welcher die Entzündung ausging, worauf der Arzt äußerte, es müsse sich irgend ein fremder Körper, wahrscheinlich ein Knochensplitter in der geschlossenen Wunde befinden. Auf seine Anzeige erschien der Oberarzt nebst mehreren andern Aerzten, die eine förmliche Berathung über meinen Zustand hielten; aber die endliche Entscheidung auf morgen verschoben. Der Tag und die darauf folgende Nacht verstrich ohne große Schmerzen, die Entzündung hatte sich durch Anwendung der gehörigen Mittel sehr vermindert, doch empfand ich an der einen Stelle ein heftiges Brennen.

Am folgenden Morgen besuchten mich zwei Aerzte, sie besahen meinen Arm nochmals genau, dann öffnete

der eine fein Verbindezeug, nahm eine Lanzette heraus, und machte an der am meisten entzündeten Stelle mehrere Einschnitte. Aus den Oeffnungen floß sogleich eine ziemliche Quantität blutigen Eiters heraus, worauf die Wunde mit Charpie gereinigt wurde, dann führte der Arzt eine Sonde in die Wunde und rief: „ich will mich hängen lassen, wenn nicht ein Knochensplitter darin ist.“ Sein College untersuchte ebenfalls, bestätigte die Erklärung des andern und setzte hinzu, man müsse die Wunde offen zu erhalten suchen, und der Natur das Weitere überlassen. Es geschahe demnach weiter nichts, als daß man eine Charpiewicke in die Wunde brachte, und die nöthigen Vorschriften rücksichtlich der Diät gab.

Das Hospital war ganz auf französischen Fuß und ziemlich gut eingerichtet, aber bei weitem nicht mit so viel Aufwand ausgestattet, als die englischen; indessen wurde dieser Mangel durch die menschenfreundlichere Wartung und Pflege reichlich ersetzt, so daß sich die Kranken recht gut darüber trösten konnten, wenn sie auch weniger feines Bettzeug hatten. Die Wärter waren gefällige, treuherzige Menschen, wenn auch nicht ganz vom Eigennutze frei.

Es erwies sich bald, daß die Aerzte ganz recht gehabt hatten; es war wirklich ein Knochensplitter zurückgeblieben, nach dessen Entfernung das Fieber verschwand, und meine Gesundheit täglich zunahm, was unter andern mein starker Appetit bewies. Der Arzt sagte mir bei einem seiner letzten Besuche, daß ich in wenig Tagen wieder vernommen werden würde, und da er mich während meiner Krankheit lieb gewonnen habe, so wolle er mir den Rath geben, ja streng bei der Wahrheit zu bleiben, weil die französischen Behörden in solchen Sachen keinen Spaß verständen, und jede Unwahrheit hart bestraft werden würde. Ich erwiederte, daß ich bei dem ersten Verhöre die reine Wahrheit ausgesagt habe und weiter nichts gestehen könne. „Desto besser für Sie," sagte der Arzt, „übrigens will ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß Sie hier im Hospitale als Gefangener betrachtet und streng bewacht werden." Ich überzeugte mich bald, daß dem wirklich also sei; denn als ich nach einigen Tagen mich in den Vorhof des Hospitals begeben wollte, um frische Luft zu schöpfen, hielt mich die Schildwache zurück und erklärte mir, daß ich das Haus nicht verlassen dürfte. Diese Strenge über-

raschte mich nicht wenig; ich hatte gehofft, man würde hier nicht in der Weise mit mir verfahren, wie es seit meiner Rückkehr nach Deutschland die Bauern und Gensd'armen gethan hatten, und ich schmeichelte mir, daß ich ohne Umstände einen Paß nach meiner Vaterstadt erhalten würde, aber der Erfolg bewies, daß ich mich gar sehr geirrt hatte.

Einige Tage nach jener von meinem freundlichen Arzte erhaltenen Notiz erschien ein Corporal mit zwei Gemeinen, um mich abzuholen; ohne Widerrede folgte ich ihnen in das Haus des Commandanten, wo ich nebst mehreren andern Offizieren einen westfälischen Oberst fand, der folgende Fragen an mich richtete.

„Wer bist Du?"

Ein verabschiedeter englischer Invalid, den man, weil er nicht mehr zum Dienst zu brauchen war, an die deutsche Küste geworfen hat.

„Wie bist Du an die deutsche Küste gekommen?"

Als ich die nähern Umstände meiner Ankunft der Wahrheit gemäß, angegeben hatte, sagte er: „Das sind Lügen, Du bist entweder ein Spion oder ein Schmuggler, gestehe nur gutwillig die Wahrheit, damit ich nicht genöthigt bin, Mittel anzuwenden, die

Dich schon zum Geständniß bringen werden." Herr Oberst, erwiederte ich, ich stehe in ihrer Gewalt und weiß wohl, daß Sie mit mir machen können, was Sie wollen, Sie haben die Wahrheit von mir verlangt, und die habe ich gewissenhaft mitgetheilt, was ich mit dem heiligsten Eid beschwören kann.

Man richtete nun mehrere Fragen an mich über die Art, wie ich in englische Dienste gekommen sei, und da ich mir nun einmal vorgenommen hatte, streng bei der Wahrheit zu bleiben, so erzählte ich alles, was mir seit der Entweichung aus meinem Vaterhause begegnet war.

„Wenn Du uns nicht belogen hast, und wirklich bist, wofür Du Dich ausgiebst, so wirst Du Dir ohne Umstände gefallen lassen, entweder unter den westfälischen Truppen Dienste zu nehmen oder wir schicken Dich zu der hannöverschen Legion, bei der Du früher gestanden hast, wieder zurück." Ich erwiederte, daß mich ja mein steifer Arm am Militärdienste verhindern würde; aber der Oberst sagte: „das ist Deine Sorge nicht, der Arzt hat erklärt, daß Du in kurzem vollkommen hergestellt sein und mit Deinem linken Arme eben so gut die Muskete handhaben können

wirst, als mit dem rechten. Die Engländer haben sich bei Deiner Cur gewaltig verrechnet, und wir haben gar nichts dagegen, wenn sie uns alle Tage solche Invaliden an die Küste werfen, wir werden sie schon herzustellen und zu gebrauchen wissen."

So war also meine Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in meine Vaterstadt gescheitert, und ich sahe mich abermals zum Militärdienste verdammt. Man führte mich in das Hospital zurück, und verpflegte mich hier noch sorgsamer als früher; ich erhielt stärkende Bäder und nahrhafte Speisen, wodurch alle noch zurückgebliebene Schwäche in kurzer Zeit gehoben wurde, und nach einigen Wochen wurde ich aus dem Hospitale entlassen, mit dem Befehl, mich nach der Caserne zu begeben und meine militärische Laufbahn von neuem zu beginnen.

Zweites Kapitel.

Anstellung bei der Hospitalverwaltung. — Brief an meine Eltern. — Traurige Antwort. — Tiefer Kummer. — Liebeshandel mit einer Verwandten meines Chefs. — Merkwürdiges Zusammentreffen mit einem alten Bekannten, dem preußischen Werber. — Zufälliger Gewinn. — Nachtheiliger Einfluß der vermehrten Einnahme auf meinen Wandel. — Unglücklicher Fehltritt. — Flucht aus Stade.

Als Reconvalescent wurde ich nicht sogleich den activen Truppen einverleibt, sondern ich blieb unbeschäftigt in der Caserne; da ich täglich einmal in dem Hospital erscheinen und dem Arzte meinen Arm vorzeigen mußte, so ergriff ich diese Gelegenheit, um den Hospital-Intendanten um irgend eine Beschäftigung zu bitten, weil mich der Müßiggang sehr zu

langweilen anfing. Mein Anerbieten war ihm sehr willkommen, er machte einen Versuch, und zu meiner großen Freude gelang es mir, seine Gunst und die Zufriedenheit der Aerzte so zu erwerben, daß ich nach kurzer Zeit eine Anstellung als Employé im Bureau des Militär-Hospitals erhielt. Jetzt schien es, als wenn mein feindliches Schicksal besiegt wäre, und als wenn ein neuer Glücksstern mir aufgehen wollte; ich hatte freie Wohnung und Kost, 30 Franken monatlichen Gehalt, und erhielt eine sehr anständige Uniform in der Art, wie sie die Militär-Aerzte trugen.

Im Vergleich mit meinen frühern Verhältnissen konnte ich mich jetzt sehr glücklich preisen, so sehr ich noch vor einiger Zeit mich auf die Rückkehr in meine Vaterstadt gefreut hatte, so wenig lag mir die Erfüllung dieses Wunsches jetzt am Herzen; ich sahe meine jetzige Stelle als die erste Stufe zu weiterer Beförderung an, und glaubte, es würde mir in meiner neuen Lage leicht gelingen, mein Glück zu machen, und zugleich der Welt in meinem Berufe nützlich zu sein, wonach ich mich so sehr sehnte. Wenn sich auch gleich der Wunsch, meine Vaterstadt wieder zu besuchen, verlor, so regte sich doch das sehr natür-

liche Verlangen nach Nachrichten von dem Befinden meiner Eltern immer mehr in meiner Brust, und da ich jetzt im Stande war, meinen Eltern erfreuliche Kunde von meiner Lage zu geben, so beschloß ich, einen Brief an sie abgehen zu lassen. Ich bemühte mich, ihnen meine Reue über meine frühern Vergehen und meinem Schmerz über den Kummer, den ich ihnen durch meine Entweichung verursacht hatte, lebhaft zu schildern, ich bat sie inständig um Verzeihung, indem ich ja durch meine bisherigen Schicksale hinlänglich für meinen Leichtsinn bestraft worden sei, und fügte hinzu, daß ich mich jetzt endlich in Verhältnissen befände, die mir die Möglichkeit, ein erträgliches Loos zu erlangen hoffen ließen.

Mit wahrer Herzensangst erwartete ich den Tag, an welchem ich meiner Rechnung nach Antwort erhalten konnte, ich zählte jede Stunde, bis endlich der Briefträger herein trat, und mir einen Brief überreichte. Die Aufschrift war von der Hand meiner Mutter, was mir schon nichts Gutes weissagete; eine sonderbare Angst überfiel mich, als ich den Brief nun endlich in der Hand hielt, und lange stand ich an, ehe ich mich entschloß, das verhängnißvolle Siegel zu

erbrechen, und den Inhalt, der mich so viel hoffen und fürchten ließ, zu durchlesen. Endlich erbrach ich den Brief und die ersten Worte, die ich las, waren, lieber Sohn; also doch noch lieber Sohn, sagte ich zu mir selbst, und las nun mit mehr Fassung weiter.

„Lieber Sohn!

„Als Du vor 5 Jahren das elterliche Haus ver-
„ließest, da glaubtest Du wohl nicht, wie viel
„Unglück Du durch Dein leichtsinniges und unbe-
„sonnenes Betragen über Deine Eltern bringen
„würdest. Wenn Du wüßtest, wie viel Thrä-
„nen Dein jetzt aller Noth entrückter Vater, und
„Deine zwar noch lebende, aber vom Grame fast
„verzehrte Mutter um Deinetwillen vergossen ha-
„ben, so würdest Du Dir gewiß einen ewigen
„Vorwurf daraus machen; doch ich verzeihe Dir,
„auch Dein lieber Vater hat Dir auf dem Tod-
„tenbette verziehen und mich sogar gebeten, wenn
„Du jemals wieder etwas von Dir hören ließest,
„nach Kräften Dich zu unterstützen und mich Dei-
„ner als Mutter anzunehmen.

„Kurz nach Deiner Entweichung erschien eine
„Commission aus der Hauptstadt, um alle hier be-

„findlichen Cassen zu untersuchen, Du wirst selbst
„am besten wissen, daß nur durch Deine Schuld
„der Inhalt der Deinem Vater anvertrauten
„Casse fast um die Hälfte vermindert war. Dein
„Vater entdeckte es zum Glücke noch bei Zeiten,
„ersetzte die fehlende Summe, und entging da-
„durch einer unverschuldeten, entehrenden Absetzung.
„Aber dieser Vorfall hatte den nachtheiligsten Ein-
„fluß auf seine Gemüthsstimmung, der Haus-
„friede wurde gestört; denn Dein Vater machte
„mir die bittersten Vorwürfe über die allzu große
„Nachsicht, mit welcher ich Dich behandelt hatte,
„und ich weinte halbe Nächte hindurch über diese
„gerechten Vorwürfe, wie über Deine Entwei-
„chung; später wurde er nachlässig in seinem
„Dienste, aber das alles hätte ich noch ertragen
„wollen und gewiß würde sich Dein Vater allmä-
„lig wieder getröstet haben, wenn nicht durch ei-
„nen unserer Vettern, einen Soldarbeiter, der
„Dich zufällig in Hannover getroffen hatte, die
„Nachricht hierher gelangt wäre, daß Du Soldat
„seiest. Von jetzt an wurden wir fast täglich von
„Neugierigen mit Fragen über Dich bestürmt,

„unter dem Scheine der Theilnahme ließen sie uns
„sehr deutlich merken, daß sie recht wohl wußten,
„was aus unserm Sohne geworden sei, und ihr
„oft spöttisches Bedauern, brachte Deinen Vater
„auf das Aeußerste; er vernachlässigte seine Ge-
„schäfte immer mehr und wurde endlich mit einem
„geringen Gehalte seines Dienstes entsetzt. Aus
„Aerger hierüber und um seinen Kummer zu ver-
„gessen, ergab er sich dem Trunke, und ehe ein
„Jahr verfloß, sank er, dem Urheber seines Un-
„glücks verzeihend, in die Grube.

„Seit jener Zeit lebe ich zwar nicht in dürfti-
„gen Umständen, aber doch immer in Sorgen;
„denn der größte Theil unseres Vermögens ist
„verloren gegangen und der Ueberrest nimmt täg-
„lich ab. Die bedeutenden Kriegs-Contributio-
„nen, die unser Ländchen seit einigen Jahren hat
„schaffen müssen, die noch fortdaurende Einquar-
„tirung der durchmarschirenden französischen Trup-
„pen, haben mich allmälich um den größten Theil
„des Wenigen, das mir noch übrig blieb, gebracht,
„und leider habe ich keine Aussicht, den Verlust in
„diesen traurigen Zeiten wieder zu ersetzen.

„Hoffentlich wird der Himmel mein tägliches „Gebet erhören, und Dich zu einem brauchbaren „Menschen machen, mich aber bald von meinen „Leiden erlösen; denn was soll ich noch auf der „Welt, in der ich nichts mehr nützen kann, und „blos noch Thränen vergieße.

„Gott erhalte Dich bei Deinen guten Vorsätzen „und behüte Dich vor neuen Fehltritten, das „wünscht von ganzem Herzen

„Deine

„Dich noch immer liebende Mutter."

Wie oft ich diesen Brief aus der Hand gelegt und wieder ergriffen habe, kann ich nicht angeben, ich weiß nur, daß ich lange Zeit wie betäubt da saß und vor mich hinstarrte, bis endlich mein Chef in meine Stube trat und ganz erstaunt fragte, was mir zugestoßen sei. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich nicht mehr allein war; als ich ihm nicht antwortete, sagte er: „Sie sind ja Leichenblaß, sind Sie krank oder fehlt Ihnen sonst etwas?" Statt aller Antwort hob ich den Brief, der mir entfallen war, von dem Boden auf und reichte ihn hin. Als er ihn gelesen hatte, sagte er: „Beruhigen Sie sich, lieber Freund, wie viele Menschen

haben sich in ihrer Jugend ähnliche und noch viel schlimmere Fehltritte zu Schulden kommen lassen; daß Sie von den in diesem Briefe enthaltenen Nachrichten tief ergriffen sind, finde ich ganz natürlich; aber um Ihres eigenen Wohls willen müssen Sie sich fassen und diesen Schlag des Schicksals ertragen, wie Sie schon so manchen ertragen haben. Bedenken Sie, mein Freund, daß Ihnen nichts übrig bleibt, als Ihre früheren Fehltritte durch einen tugendhaften Wandel so viel als möglich wieder gut zu machen, und dazu werden Sie in jedem Verhältnisse Gelegenheit finden."

Nach dieser Zeit erhielt ich noch einige zum Guten ermahnende Briefe von meiner Mutter, bis nach einem halben Jahre etwa meine Tante mich benachrichtigte, daß meine Mutter meinem Vater nachgefolgt sei. Sie schrieb mir, daß die geringe Hinterlassenschaft von der Obrigkeit in Beschlag genommen worden sei, weil ich mich auf die geschehene Aufforderung nicht zum Militärdienste gestellt hätte; übrigens wüßte niemand meinen Aufenthaltsort und es würde meiner gar nicht mehr gedacht.

Da ich meinen Chef von allen meinen Verhältnissen unterrichtet hatte, so zog ich ihn auch in dieser

Angelegenheit zu Rathe; er zuckte die Achseln und sagte: „Sie sind jetzt in westfälischen Diensten, zwar können Sie um Ihren Abschied bitten, wenn Sie in Ihre Heimath zurückkehren wollen, aber ich bin überzeugt, daß Sie ihn nicht erhalten werden; denn Sie stehen, trotz Ihrer einstweiligen Anstellung, noch ganz unter der Fahne, und es ist leicht möglich, daß Sie wieder activen Dienst thun müssen, besonders jetzt, wo man davon spricht, daß in kurzem ein bedeutendes Corps nach Spanien abgehen würde. Es sollte mir Leid thun, wenn Sie dies Loos beträfe; denn wenn die Nachrichten, die man von Spanien erzählt, nur zur Hälfte wahr sind, so ist bei der unmenschlichen Barbarei der Bewohner dieses Landes kein Soldat dort seines Lebens sicher." Bei dieser Eröffnung horchte ich gewaltig; denn ich hatte keine Lust, meine jetzige bequeme Lage wieder mit dem Soldatenleben zu vertauschen, und doch sah ich kein Mittel, um mich davon zu befreien; mein Arm war vollkommen geheilt und eben so brauchbar, als der andere. Ich beschloß, diesem Rathe zufolge, mich in den Verlust meines Vermögens zu ergeben und gar nicht um den Abschied anzuhalten.

Die Nachricht vom Tode meiner Mutter hatte mich allerdings von neuem tief betrübt, aber die alles heilende Zeit und noch mehr die mir angeborne große Portion Leichtsinn schlossen diese Wunde bald. Meine Lage wurde immer angenehmer, ich besuchte öffentliche Orte, erwarb mir viele Bekannte und befand mich so immer besser. Im Hospitale selbst knüpfte ich mit einer Verwandten des Intendanten eine kleine Liebschaft an, wodurch das Andenken an den erlittenen Verlust noch mehr verschwand und leider auch meine guten Vorsätze allmälig in Vergessenheit geriethen. Lottchen war hübsch und sehr verliebter Natur, und so kam es denn leicht, daß wir uns einander immer mehr näherten und schon Pläne zu unserer Verbindung machten; doch geschah alles so geheim als möglich, weil die Entdeckung dieses Verhältnisses uns beiden nachtheilig gewesen sein würde.

Eines Tages bemerkte ich in den Krankensälen, die ich fast täglich besuchen mußte, weil es bald etwas aufzuschreiben, bald etwas abzuliefern gab, einen Patienten, dessen Züge mir bekannt schienen, und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo ich ihn früher gesehen hatte. Er saß in seinem Bette, hatte den Kopf

in die Hand gestützt und schien sehr leidend; ich näherte mich ihn, und nach genauern Betrachten fand ich, daß er eine sprechende Aehnlichkeit mit dem preußischen Werbeunteroffizier hatte, der mich vor fünf Jahren nach Magdeburg transportirt hatte. Ich beschloß, mich zu überzeugen, ob er es wirklich war, und um ein Gespräch mit ihn anzuknüpfen, fragte ich ihn, ob er irgend etwas bedürfe; worauf er mich flehentlich um etwas Schnupftaback bat, nach welchem er schon mehrere Tage geschmachtet habe. Er klagte über Geldmangel und erzählte mir, daß zu seinem großen Leidwesen keiner seiner Nachbaren eine Dose führte. Ich versprach, sein Bedürfniß zu befriedigen und erfuhr nach einigen Fragen und Antworten, daß ich mich nicht geirrt hatte; ich entdeckte mich ihm nun, versicherte ihm aber auch zugleich, daß ich nicht den mindesten Groll gegen ihn hegte, obgleich ich noch nicht vergessen hätte, daß er mich damals so hinterlistig behandelt habe. „Liebster, bester Kamerad," rief er aus, „das müssen Sie mir verzeihen, es war mein Handwerk, ich mußte dem Regimente Rekruten schaffen, auf welche Art es auch war, und wer einmal in meine Hände gerieth, war verloren. Freilich habe

ich auf diese Art manchen braven Mann aus seiner Laufbahn gerissen, aber man darf mir keineswegs die Schuld allein zuschreiben; denn gewiß tragen die, in deren Namen ich handelte, die größere Hälfte."

Dieser Mann, der in der Schlacht bei Auerstädt verwundet und gefangen genommen worden war, war später in westfälische Dienste getreten und lag jetzt an einer unheilbaren Brustkrankheit, einer Folge jener Verwundung, darnieder. Er erzählte mir unter andern, daß mein ehemaliger Compagnie-Chef, der Major, bei Jena geblieben, und daß seine Familie von Magdeburg nach Berlin gezogen sei; ich erinnerte mich hierbei dankbar der Güte des Majors und der angenehmen Stunden, die ich in seinem Hause verlebt hatte. Dem armen, kranken Unteroffizier ließ ich es an nichts fehlen, und besonders versorgte ich ihn mit einer bedeutenden Quantität Schnupftabacks, den er jedoch nicht ganz verbrauchte; denn er starb bald nach unserer erneueten Bekanntschaft, und ich begleitete seinen Leichnam, der mit allen militärischen Ehren beerdigt wurde, zu der letzten Ruhestätte.

Die Zeit verstrich ruhig ohne besondere Ereignisse; seit dem Tode meiner Eltern war der Gedanke

an eine Rückkehr in meine Heimath gänzlich verschwunden; denn was sollte ich dort, da mein geringes Vermögen in Beschlag genommen worden war, und ich beschloß, mich in meiner jetzigen Lage so lange als möglich zu erhalten zu suchen, da ich allerdings zufrieden sein konnte und in der Hoffnung auf eine dereinstige Verbindung mit Lottchen, die mir fortwährend sehr gewogen blieb, träumte ich mir die schönste Zukunft.

In dieser Zeit geschahe es, daß in einem nahe gelegenen Dorfe in der Nacht, während eines fürchterlichen Sturmwindes, Feuer ausbrach, das Rasseln der Feuerspritzen und das Getöse der den Unglücklichen zu Hülfe eilenden Personen erweckte uns, und ich säumte nicht, mich mit noch einigen jungen Leuten, die ebenfalls im Hospitale wohnten, rasch anzukleiden, und nach dem Dorfe zu eilen. Als wir ankamen, fanden wir mehrere Häuser in vollen Flammen, an deren Rettung gar nicht mehr zu denken war; wir mischten uns zuerst unter die große Zahl der müßig da stehenden Zuschauer, da ich aber nicht gekommen war, um dem Unglücke müßig zuzusehen, so ergriff ich einen meiner Gefährten am Arme, und eilte dem

Feuer näher; aber es hatte schon so viel Gewalt und die Gluth war so heftig, daß wir nicht in die Häuser selbst eindringen konnten.

Plötzlich rief ein schon etwas bejahrter Mann, „200 Thlr. gebe ich dem, der mir aus jenem Hause (das auf einer Seite schon ganz in Flammen stand), aus einem Schranke in der Stube rechter Hand, in dem obern Stock ein Paquet Papiere aus dem mittlern Schubfach rettet." Die 200 Thlr. verdiene ich, sagte ich zu meinem Gefährten. „Sei kein Thor, wie leicht kannst Du das Leben dabei einbüßen," erwiederte er; aber schon hatte ich eine an der Erde liegende Leiter gefaßt, und lief, trotz der Wuth der Flammen, wie besessen nach dem Hause zu. Mittelst der Leiter erstieg ich schnell das erste Stockwerk, sprang, trotz des Dampfes und der Gluth, durch ein Fenster in eine Stube und suchte eifrig nach dem Schranke. Alle Zimmer waren so mit erstickendem, heißem Rauche angefüllt, daß ich schon anfing, die Besinnung zu verlieren, als ich zum Glück den Schrank entdeckte, rasch öffnete, dann mit dem für mich so einträglichen Paquete fort stürzte und in demselben Augenblicke halb bewußtlos das Fenster erreichte, als am andern Ende

des Hauses die Decke und Wände zusammenbrachen. Hastig schwang ich mich auf die rettende Leiter, stieg herab und erfreute den Mann mit dem geretteten Schatze, der aus Rechnungen und Dokumenten von Werth bestand, durch deren Verlust der sehr wohlhabende Mann wahrscheinlich zum armen Manne geworden sein würde.

„Kommen Sie morgen zu mir, um die Ihnen versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen," sagte er, indem er sich mit seinem Paquet entfernte. Im ersten Augenblicke schien es mir Unrecht, sich eine solche That bezahlen zu lassen, aber ich bedachte, daß für einen vermögenden Manne 200 Thlr. keine sehr bedeutende Summe wären, daß sie mir aber viel nützen könnten, und besonders bewog mich der Gedanke, daß ich Lottchen so manche Freude damit machen könnte, zur Annahme. Die Zukunft bewies leider, daß es besser für mich gewesen wäre, wenn ich diese Belohnung großmüthig ausgeschlagen hätte; aber in menschlicher Kurzsichtigkeit sahe ich keine üble Folgen voraus, die ich freilich eigentlich blos meinem Leichtsinne zuzuschreiben hatte.

Am andern Morgen wanderte ich, nach dem Be-

ſitz des Geldes begierig, nach dem Dorfe, wo ich auch bald den Mann auffand, der indeſſen nicht buchſtäblich Wort hielt, ſondern mir nur 100 Thlr. aufzählte, die ich denn behaglich einſtrich, und nach abgeſtattetem Danke freudig nach der Stadt zurückeilte. Nun hatte ich Geld, Lottchen erhielt manch ſchönes Geſchenk, wodurch ich mich in ihrer Gunſt immer feſter ſetzte; wenn ich in meinen Freiſtunden nicht bei ihr ſaß oder mit ihr ausging, trieb ich mich in öffentlichen Häuſern herum, wo ich nicht ſelten mehr trank als ich vertragen konnte, und mich meinem alten Laſter, dem Spiele, ergab, und ſo allmählig mich an ein ausſchweifendes Leben gewöhnte.

Lottchen freilich erfuhr von dieſer saubern Lebensweiſe nichts, ſie hielt mich für eben ſo ordentlich, als ich früher geweſen war, und ſo wurde unſer Verhältniß immer vertrauter, jedoch ohne von dritten Perſonen für mehr als bloße Freundſchaft gehalten zu werden. Wir beſuchten oft die in der Nähe der Stadt liegenden Vergnügungsorte, und nach einem an einem ſolchen Luſtorte heiter verlebten Tage vergaßen wir uns auf dem Rückwege, und Lottchen geſtattete mir mehr, als ſie gewähren, und als ich for-

dern durfte. Von diesem Tage an war ihre Neigung zu mir erloschen, obgleich meine Liebe zu ihr immer zunahm, so konnte sie mir doch nicht vergeben, daß ich ihr Vertrauen mißbraucht hatte, und behandelte mich so kalt und zurückstoßend, daß ich aus Aerger darüber mich dem Trunke und dem Spiele immer mehr ergab.

Einige Zeit nachher trat sie unerwartet in mein Stübchen und klagte mir unter heißen Thränen, daß sie Mutter zu werden fürchte. „Fliehe, Fliehe, so weit Du kannst; denn wenn mein Vetter es entdeckt und erfährt, daß Du der Urheber meines Unglücks bist, so hast Du alles zu fürchten. Mein Gatte kannst Du nie werden; denn es stehen unserer Verbindung zu große Schwierigkeiten im Wege, wenn Du mich absichtlich verführt hast, so wirst Du Deiner Strafe nicht entgehen; jetzt aber bleibt Dir nichts übrig, als so bald als möglich Dich zu entfernen." Ich stand bei dieser unglücklichen Nachricht wie vom Donner gerührt, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen; als ich endlich wieder aufblickte und sie trösten wollte, war sie verschwunden.

Von jetzt an sann ich Tag und Nacht auf Mittel

und Wege zur Flucht, die nichts weniger als leicht war; denn überall standen französische Truppen, und wenn ich entdeckt wurde, so war die Galeere mein Lohn. Meine Angst stieg immer mehr, denn lange durfte ich nicht mehr hier bleiben; endlich fiel mir, als ich zufällig die Papiere in meinem Schreibepulte ordnete, die Marschroute eines im Hospital verstorbenen Soldaten vom 16ten französischen Linien-Regimente in die Hände; auch seine Montirung lag in unserm Magazine, ich beschloß daher, mir ein Austritts-Billet zu fertigen und mich heimlich in diesen Kleidern zu entfernen. Die Marschroute war nach Spanien gerichtet, wo das Regiment jetzt stand, dorthin wollte ich aber keineswegs, sondern ich gedachte durch Westfalen nach dem Rheine zu wandern, und die Entscheidung über mein zukünftiges Geschick dem Zufalle zu überlassen.

Schon am nächsten Abend war ich reisefertig; ich wanderte in meinem Ueberrocke, der die Montirung bedeckte, aus dem Hospitale und ungehindert zum Thore hinaus; bald brach die Nacht herein, doch da mir die Straße, die nach Haßefeld führte, sehr bekannt war, so verfolgte ich meinen Weg. Nach einigen Stunden fand ich einen einzelnen, dicht an der

Straße liegenden Bauerhof, in welchem ich zu übernachten beschloß; denn in den ersten 24 Stunden hatte ich keine Verfolgung zu fürchten, weil man im Hospitale in der letzten Zeit daran gewöhnt war, daß ich ganze Nächte außer dem Hause zubrachte. Die Bewohner des Bauerngutes waren längst zu Bette, sie zu wecken wagte ich doch nicht, deshalb begab ich mich unter einen Schuppen, um hier den übrigen Theil der Nacht zuzubringen und mit Tagesanbruch weiter zu gehen. Unbesorgt legte ich mich auf das hier befindliche Stroh nieder und schlief bald sanft ein.

Drittes Kapitel.

Nächtliches Abentheuer. — Quartier in Haßlingen. — Lebensgefährliches Abentheuer daselbst. — Kassel. — Frankfurt. — Glücklicher Fund. — Veränderung meines Reiseplanes. — Bekanntschaft mit einem Schneidergesellen. — Entwendung eines Reisepasses. — Trennung von dem Schneider. — Flucht nach Schwaben. — Zusammentreffen mit einem französischen Sergeantmajor, der mich abermals zum Militärdienste nöthigt.

Als ich einige Stunden geruht hatte, wurde ich plötzlich durch ein Geräusch geweckt, ich hatte zwar nichts zu fürchten, hielt es aber doch für vorsichtig, zu erforschen, was hier vorging; ich vernahm ein leises Geflüster, das immer lauter wurde, so daß ich endlich deutlich hörte, daß ganz in meiner Nähe ein verliebtes Paar sich in plattdeutscher Mundart un-

terhielt. Das Mädchen, wahrscheinlich die Tochter vom Hause, sagte: „ick late deck nich, ond eck lope luiber met deck ut dem Lanne (ich lasse nicht von Dir, lieber laufe ich mit Dir aus dem Lande), und ihr Liebhaber versicherte sie dagegen wiederholt seiner unveränderlichen Treue. Solche nächtliche Zusammenkünfte sind in dieser Gegend unter dem Namen Probenächte sehr gebräuchlich und sie gereichen, im Fall einer Entdeckung, dem Mädchen nicht zur Schande, weil sie als eine alte Sitte betrachtet werden. Ueberhaupt wird in diesem Lande nicht sehr streng auf Moralität gehalten; denn mit der Verlobung schon werden alle ehelichen Rechte gestattet. Mit Vergnügen hörte ich den beiden Leutchen zu, ohne sie jedoch in ihrem Glücke zu stören, vor Tagesanbruch schieden sie, unter den kräftigsten Versicherungen ihrer Liebe, von einander, worauf ich ebenfalls aufbrach und meinen Stab weiter setzte.

Meinen Ueberrock packte ich in den Tornister, den ich mitgenommen hatte, setzte eine französische Feldmütze auf und glich nun ganz einem französischen Soldaten, wodurch ich vor jeder Verfolgung geschützt war. Meine Marschroute war von Hamburg aus-

gestellt, und der vorige Besitzer derselben hatte sie vom Commandanten von Stade unterzeichnen lassen, so daß ich ohne alle Gefahr an jedem Orte auf ein Quartier und zur gehörigen Zeit auch auf Löhnung Ansprüche machen konnte; Entdeckung hatte ich um so weniger zu fürchten, da das Regiment in Spanien, das Depot aber in Paris stand.

Bald erreichte ich Haßefeld, ging aber noch bis nach Haßlingen, einem artigen Dörfchen, das dicht bei Kloster Zeven liegt. Ich ging sogleich zum Schulzen, sprach anfangs französisch, um mir das gehörige Ansehen zu geben, dann aber, als der gute Mann mich nicht verstehen wollte und allerlei mit deutschen Schimpfworten vermischte Einwendungen machte, sprach auch ich deutsch und verlangte gebieterisch ein Quartier, indem ich hinzufügte, daß er mir, wenn er mich nicht einquartiren wollte, einen Wagen bis nach Kloster Zeven schaffen müßte, worauf er mir denn endlich ein Billet ausstellte.

Das für mich bestimmte Quartier war in einem wenigstens $^1/_4$ Stunde von dem Dorfe entfernten Hause, dessen Besitzer ein wohlhabender Mann zu sein schien, wofür die mit Pferden, Rindvieh und Schwei-

nen angefüllten Ställe sprachen. Der Hof wimmelte von allerlei zahmen Geflügel, und mehrere Knechte und Mägde waren beschäftigt Mist zu laden; um nach dem Eingange des Hauses zu gelangen, sahe man sich genöthigt, eine ziemlich große Mistpfütze zu durchwaten oder sie durch einen großen Umweg zu umgehen. Als ich die Thüre der Wohnstube öffnete, wurde ich durch das sich meinen Augen darbietende, nichts weniger als angenehme Schauspiel überrascht; ich fand nämlich eine große, schmutzige, schwarz geräucherte Stube, in der sich Hunde, Katzen, Gänse, Enten, Hühner, nebst einigen jungen Schweinen lustig durch einander bewegten. Hier war der Aufenthaltsort des Gesindes und folglich auch der Meinige; ich protestirte zwar nach Kräften, aber ohne allen Erfolg, mein Hauswirth ließ sich weder durch Bitten bewegen, noch durch Drohungen in Furcht setzen, weshalb ich mich denn aus leicht begreiflicher Rücksicht auf die westfälischen Fäuste der anwesenden Knechte in mein Schicksal ergab. Abgesehen von dieser Unreinlichkeit, konnte ich mit meinem Quartiere zufrieden sein, ich erhielt ziemlich alles, was ich begehrte, und man trug mir, mit Ausnahme der Buchweizengrütze, gute Speisen auf.

Die Landleute in dieser Gegend stehen zwar auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung, sind aber im Allgemeinen gutmüthig; nur die Franzosen haßten sie bitter, und da sie mich für einen französischen Soldaten hielten, so mußte ich sehr zufrieden sein, daß man mich noch so glimpflich behandelte. Die Unzufriedenheit mit der westfälischen Regierung sprach sich sehr deutlich bei meinem Wirthe und seinen Leuten aus, und zwar um so offener, da sie nicht vermutheten, daß ich der deutschen Sprache kundig sei. „Das verfluchte Franzosenpack, die Teufelsbraten, ich wollte, daß sie alle beim Henker wären, aber wart' nur, sie werden schon noch ihr Fett bekommen; wenn sie mich unter die Soldaten nehmen, so laufe ich davon, ehe sechs Tage vergehen; denn ich will kein Narr sein und mich für den magern Franzosenkönig in Cassel todt schießen lassen," sagte der eine Knecht, als wir Abends in unserm Stalle saßen. „Du, Görge, sprich nicht zu viel, der Kerl da scheint auch so ein Hallunke zu sein und mag wohl mehr von unserer Sprache verstehen, als er uns merken läßt," entgegnete der Andere. „Meinetwegen, ich halte mein Maul doch nicht," rief der Erste und verließ mit einem Fluche die Stube.

Nicht lange nachher trat der Schulze herein und befahl eben diesem Görge, daß er sich morgen zur gehörigen Zeit im Amte einfinden sollte, weil er zu der dienstpflichtigen Mannschaft gehörte. Diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag auf den Knecht, er wurde bald blaß, bald roth, und man bemerkte deutlich, wie Angst und Wuth in seinem Innern wechselten, doch wagte er nicht, in Gegenwart des Schulzen seine Herzensmeinung zu sagen. So wie sich der Schulze entfernt hatte, entschädigte sich der Knecht für diesen Zwang und ergoß sich in einen Strom von Schimpfworten und Verwünschungen gegen den König von Westfalen, wie gegen die Franzosen überhaupt. Als diese Schmähungen gar kein Ende nehmen wollten, sagte ich endlich in ziemlich gutem Plattdeutsch: „Mein Freund, nehme Er sich in Acht; denn wenn irgend ein unberufener Horcher diese Reden hört, so könnte es Ihm theuer zu stehen kommen.“ Wie spitzte der Mensch bei diesem guten Rathe die Ohren! „Ich dachte, Er wäre ein Franzose; aber Er spricht ja fast eben so gut Plattdeutsch, als ich,“ rief er, und verließ eiligst die Stube. Bald darauf erschien der Hausherr und erkundigte sich, wo ich so

gut Deutsch gelernt hätte; worauf ich ihm erwiederte, ich sei ein geborner Rheinländer, hätte aber lange in Hannover gestanden. Seit dieser Entdeckung war ich ihnen noch verhaßter und verdächtiger geworden, was ich sehr deutlich bemerken konnte; denn niemand würdigte mich auch nur eines Wortes, und wenn ich nicht selbst nach meinem Nachtlager gefragt hätte, so würden sie mich wahrscheinlich die ganze Nacht auf der hölzernen Bank haben sitzen lassen.

Da das ganze Haus von Flöhen und ähnlichen Insekten wimmelte, so erwählte ich den Heuboden zum Nachtlager und verlangte, daß man mich dahin führen sollte. Görge, der so sehr auf die Franzosen geschimpft hatte, erhob sich träge, um mir den Weg zu zeigen, und fragte mich mißtrauisch, ob ich etwa Lust hätte, ihn zu verrathen und seine Aeußerungen anzuzeigen. Da ich nicht entfernt daran gedacht hatte, so versicherte ich ihm, daß ich es nicht thun würde; denn wenn ich es im Sinne gehabt hätte, so würde ich schon längst in das Amt gegangen sein, und es angezeigt haben; er nickte erst beifällig mit dem Kopfe, dann schüttelte er wieder und schien von meiner Aufrichtigkeit nicht so ganz überzeugt.

Ich suchte mir ein bequemes Plätzchen aus und bedeckte mich mit der wollenen Frießdecke, die mir der Knecht dagelassen hatte; aber ehe ich einschlief, bedachte ich, wie feindselig man in diesem Hause gegen die Franzosen gesinnt, und wie verdächtig ich Allen durch meine Kenntniß der deutschen Sprache geworden war, daher hielt ich es nach reiflicher Ueberlegung für sicherer, mich von meinem jetzigen Lagerplatze zu entfernen und an das äußerste Ende des Heubodens zu begeben. Ich tappte in der Dunkelheit so lange herum, bis ich das Loch gefunden hatte, durch welches das Heu heruntergeworfen wird; nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Höhe bis zur Erde nicht bedeutend war, öffnete ich den Laden, legte mich dicht dabei nieder, und deckte mich mit meinem Ueberrocke zu; aber trotz meiner Ermüdung ließ mich meine Besorgniß nicht einschlafen. Der Erfolg bewies, daß mich meine Ahnung nicht betrogen hatte; denn nach kurzer Zeit kamen die beiden Knechte behutsam die Leiter herauf und schlugen mit großen Knütteln so unbarmherzig auf die Frießdecke los, daß sie mich ganz gewiß todt geschlagen haben würden, wenn ich mich nicht zur rechten Zeit zurückgezogen hätte.

Als die beiden Burschen glaubten, daß ich genug haben möchte, wollten sie sich überzeugen, ob ich auch wirklich todt wäre; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sich ergab, daß sie nichts als die Decke geprügelt hatten. „Der Kerl ist fort," sagte der eine, „wo mag er nur hin sein, auf dem Boden ist er bestimmt noch, wir wollen ihn suchen." So wie ich diese Worte hörte, sprang ich schnell durch das Loch hindurch und rief: „Wartet, Ihr Schurken, das soll Euch nicht gut bekommen!" Ein fürchterlicher Knüttel sauste dicht über meinem Kopfe und zerschmetterte die Aeste eines nahe stehenden Baumes. Ich sprang rasch über eine kleine Mauer und lief querfeldein, was auch höchst nöthig war; denn die beiden Knechte waren schon in meiner Nähe. Zum Glücke erreichte ich bald ein kleines Gebüsch, in welchem ich mich verbarg, ich hörte die Stimmen meiner Verfolger noch einige Mal in der Ferne; aber sie waren bei der Dunkelheit der Nacht auf eine falsche Spur gekommen und ich war nun vor ihren fernern Nachforschungen sicher.

Ich überlegte, ob ich den Vorfall in dem nächsten Orte anzeigen sollte oder nicht. Die Sache würde gewiß untersucht und die Schuldigen würden bestraft

worden sein; aber wie leicht hätte ich bei dieser Untersuchung entdeckt werden können? Ich beschloß deshalb, zu schweigen, erwartete den Anbruch des Tages, und hielt mich in dem Flecken, Kloster Zeren, nur so lange auf, als nöthig war, um meine Marschroute von dem Bürgermeister visiren zu lassen.

Da meine Marschroute bis Mainz gültig war, so durchzog ich ungehindert Hannover und das Königreich Westfalen; ich wurde zwar mehrmals von Gensd'armen angehalten, aber sie fanden meine Marschroute in Ordnung, und je weiter ich kam, je weniger hatte ich zu fürchten, weil die vielfachen Unterschriften und Siegel der Behörden mich vor jeder Entdeckung schützten.

Gern hätte ich mich in Cassel einen Tag aufgehalten, um diese berühmte Residenz zu besehen; aber nachdem meine Marschroute auf der Commandantur unterzeichnet worden, wurde mir angedeutet, daß ich nun weiter marschiren könnte. Trotz meines kurzen Aufenthaltes hatte ich doch das Vergnügen, den König Hieronymus von Angesicht zu Angesicht zu sehen, als er eben im Begriff war, nach dem schönen, damals Napoleonshöhe genannten Lustschlosse zu fahren,

wo er den sauren Schweiß seiner Unterthanen mit seinen Genossen zu verprassen pflegte.

Endlich erreichte ich Frankfurt, und nun, wo ich der französischen Grenze immer näher kam, wurde es bald Zeit, irgend einen Entschluß zu fassen; denn wenn ich einmal den Rhein bei Mainz überschritten hatte, dann mußte ich wahrscheinlich ohne Rettung nach Spanien. In Frankfurt erhielt ich ein sehr leidliches Quartier in einer Weinschenke; aber mein Reisegeld war zu Ende, ich mußte mich mit dem Wenigen begnügen, was ich in meinem Quartiere erhielt, deshalb beschloß ich, meinen Ueberrock an einen Juden zu verkaufen. Ich ging in dieser Absicht aus und kam zufällig auf einen der schönen Spaziergänge, die Frankfurt umgeben. In tiefe Gedanken über das, was ich nun beginnen sollte, versunken, blickte ich starr auf die Erde und bemerkte zufällig etwas Blitzendes; ich bückte mich und hob es auf, und siehe da, es war ein Ring mit sehr schönen Steinen. Wer mag den verloren haben, fragte ich mich selbst, und während ich noch um mich blickte, kam ein Herr mit einem starken Schnauzbarte, mit einem blauen militärischen Ueberrocke bekleidet, desselben Weges und

fragte mich auf französisch, ob ich nichts gefunden hätte, worauf ich ohne zu zögern mit Ja antwortete. Der Fremde sagte: „Ich habe in dieser Gegend einen Ring von bedeutendem Werthe verloren, der mir doppelt theuer war, weil ich ihn von dem Fürst Primas zum Geschenk erhalten habe; wenn Ihr ihn, wie ich hoffe, gefunden habt, so werdet Ihr mich sehr erfreuen, wenn Ihr mir ihn gegen eine angemessene Belohnung zurückgebet. Welchem Regimente gehöret Ihr an?" Diese Frage setzte mich einigermaßen in Verlegenheit, doch antwortete ich nach kurzem Zögern: „eigentlich gehöre ich zu dem 16ten Linien-Regimente, aber —" In der Freude über den wieder erhaltenen Ring ließ mich der Offizier nicht ausreden, sondern er lud mich ein, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, weil er nicht so viel Geld bei sich habe, als er mir zur Belohnung für meine Ehrlichkeit zugedacht hätte.

Ich folgte ihm sehr bereitwillig, was ich in andern Verhältnissen wohl nicht so leicht gethan haben würde; aber jetzt, wo ich nicht 1 Sgr. im Vermögen hatte, war mir ein noch so geringes Geschenk angenehm. Als wir in den Weidenhof, wo er logirte, anlangten, nahm er mich mit auf sein Zimmer, ließ

durch den Kellner eine Flasche Wein herbeibringen, und schenkte mir ein Glas ein. Da er mit dem Kellner im reinsten Deutsch sprach, so erkannte ich, daß er ein Deutscher war, was ich schon früher nach seiner Aussprache vermuthet hatte; ich sagte ihm deshalb in unserer Muttersprache, daß er sich sehr irre, wenn er mich für einen Franzosen hielte, ich wäre ein ehrlicher Deutscher und zwar ein geborner Thüringer. „Nun, dann sage mir, Kamerad," erwiederte er, „auf welche Art Du in französische Dienste gekommen bist?" Da mich der Wein gesprächig gemacht und ich ein besonderes Zutrauen zu diesem Manne hatte, so fing ich an, ihm einen Theil meiner Schicksale ganz offenherzig und wahr mitzutheilen, und wer weiß, wozu diese Unterhaltung geführt hätte, die leicht zu meinem Glücke ausschlagen konnte, wenn ich nicht zufällig durch den Kellner, der einen französischen General anmeldete, unterbrochen worden wäre. Der Major, so hatte ihn der Kellner genannt, griff rasch in ein Fach seines Schreibpults, drückte mir zwei Napoleonsd'or in die Hand und sagte mir, ich möchte morgen um dieselbe Zeit wieder zu ihm kommen.

Ich entfernte mich schnell, und traf auf dem

Vorsale den angemeldeten General, der mich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete, und dann auf französisch sagte: „Ihr seid vom 16ten?" Ja wohl, entgegnete ich schnell. „Euer Regiment hat in Preußen sehr gelitten und befindet sich jetzt in Spanien, aber wo, kann ich Euch nicht sagen." Ich machte ihm mein militärisches Compliment und entfernte mich, worauf er mir nachrief: „Ich wünsche Euch eine glückliche Reise nach Spanien!"

Sobald ich mich auf der Straße befand, betrachtete ich meine beiden Goldstücke sehr aufmerksam und mit dem größten Vergnügen. Im Besitze dieser Summe, glaubte ich mich geborgen; ich beschloß, meine Marschroute sogleich bei Seite zu legen und mich so schnell als möglich über Hanau und Fulda in das Preußische zu begeben. Ich hatte nämlich erfahren, daß alle Soldaten, die vor dem letzten Kriege desertirt waren, begnadigt worden wären, und folglich hatte ich dort nichts zu fürchten, hoffte aber leicht einen Paß zu erhalten, mit welchem ich in meine Vaterstadt zurückkehren wollte. Ich eilte sogleich in mein Quartier zurück, aß und trank, kaufte mir sodann einige Kleinigkeiten, die ich zu meiner Umkleidung

und Weiterreise nöthig hatte; schrieb einen Brief an Lottchen, in welchem ich ihr meldete, daß ich allen Gefahren glücklich entgangen sei und willens wäre, von hier in meine Heimath zurückzukehren; sobald ich dort, wie ich hoffte, ein anständiges Unterkommen gefunden hätte, würde ich sie sogleich davon benachrichtigen, und dann sollte es von ihr abhängen, ob sie mir gestatten wolle, alles Geschehene durch eine eheliche Verbindung wieder gut zu machen.

Nachdem ich diesen Brief beendigt und meine sonstigen Anstalten getroffen hatte, besah ich die vornehmsten Straßen der Stadt und begab mich endlich aus Neugierde nach dem jenseit des Main liegenden, durch die Grobheit seiner Bewohner berüchtigten, Sachsenhausen, wo ich auch bald von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt wurde. Um den hier sehr gebräuchlichen Apfelwein zu versuchen, betrat ich eine Weinschenke, in welcher ich mehrere Schiffer, Gärtner und andere Einwohner des Ortes fand, die in ein politisches Gespräch über den eben beendeten österreichischen Krieg verwickelt waren. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, einige, aber nur wenige, erklärten sich für die Franzosen, während die andern immer

eifriger als deren Gegner auftraten. Auch ich ließ mich verleiten, mein Wort dazu zu geben, und ob ich gleich im Herzen gut deutsch gesinnt war, so mußte ich mich doch zu den Franzosen halten, um mich nicht zu verrathen. Der Dunst des Apfelweins erhitzte die Köpfe allmälich immer mehr; man erhob sich, fing an die Fäuste zu ballen, und schon hatte mich, der ich stark gegen die Oesterreicher losgezogen hatte, ein vierschrötiger Schiffer bei der Gurgel gefaßt, aus dessen Händen mich die andern befreien wollten, als der Wirth mit mehreren Polizeidienern eintrat und Ruhe gebot. Bei dem allgemeinen Eifer hatte dieser Befehl natürlich keinen großen Erfolg; die Polizeidiener wollten die Ursache des Streites wissen, aber alle Gäste erzählten mit lauter Stimme und suchten einander zu überschreien, so daß der Lärm fast noch ärger wurde, als früher. Endlich erkannten sie den Schiffer, der mich gefaßt hatte, für den eigentlichen Ruhestörer, wiesen ihn aus dem Hause und geboten den andern Gästen sich ruhig und friedlich zu verhalten. Ich hatte an diesem Pröbchen genug, ließ gern die Hälfte meines Weines im Stiche und war froh, daß ich ohne Schaden davon kam.

Kurz nach Einbruch der Nacht legte ich mich nieder, um am andern Morgen bei guter Zeit meinen Weg in der neugewählten Richtung antreten zu können. Nachdem ich von meinem sehr gütigen Wirthe, der es mir an nichts hatte fehlen lassen und mir noch ein gutes Frühstück mit auf den Weg gab, Abschied genommen hatte, verließ ich schnell Frankfurt, schlug die Straße nach Hanau ein und benutzte den ersten Busch zu meiner Umkleidung, statt der Feldmütze setzte ich ein ledernes Käppchen auf, und meine Montirung nebst den Torniſter warf ich bei Seite.

So umgewandelt schritt ich rasch nach Hanau zu; mein Aeußeres war zwar nicht auffallend, aber doch mochte meine Kleidung irgend etwas Fremdartiges haben; denn viele der vorübergehenden Wanderer betrachteten mich mit neugierigen Blicken. Endlich erschien in der Ferne ein Reiter, der, wie ich bald bemerkte, ein Gensd'arm war; je näher er mir kam, desto heftiger klopfte mir das Herz, aber ausweichen konnte ich nicht; denn in der Nähe war weder ein Busch noch irgend ein anderer Schlupfwinkel aufzufinden, der mich hätte verbergen können. Da mir kein Ausweg übrig blieb, so setzte ich meinen Weg

rasch fort und schritt dicht an dem Gensd'armen vorüber, indem ich ihm ganz unbefangen einen freundlichen guten Morgen bot. „Guten Morgen, Landsmann, woher des Landes," rief mir der Gensd'arm zu; ich aber antwortete ganz keck: „von Frankfurt, will nach Hanau zu meinem kranken Vetter, der mich zu sich beschieden hat, um mir eine wichtige Nachricht zu eröffnen." Ohne mich aufzuhalten, eilte ich vorwärts und blickte weder rechts noch links; denn ich war durch diese Frage nicht wenig in Furcht gesetzt worden und mußte erwarten, daß dieser Fall mehrere Male eintreten konnte, und daß ich dann vielleicht schärfer examinirt und entdeckt werden würde.

Im nächsten Dorfe ging ich in das Wirthshaus, um mich nach dem gehabten Schrecken wieder etwas zu erholen und für den weitern Weg zu stärken. Ich traf hier unter andern Gästen auch einen Schneidergesellen aus der Gegend von Erfurt, der im Begriff war, zur Erfüllung seiner Militärdienstpflicht, in seine Heimath zurückzukehren. Aus seiner Erzählung ergab sich deutlich, daß er dem an ihn ergangenen Befehle sehr ungern Folge leistete, besonders seit er erfahren hatte, daß die sämmtliche in diesem Jahre im

Königreiche Westfalen ausgehobene Mannschaft nach Spanien bestimmt war. „Ich bin noch keineswegs so fest entschlossen," sagte er, „wirklich dem mir zugekommenen Befehle zu gehorsamen und nach Hause zurückzukehren; denn da ich ein armer Teufel und ohne Vermögen bin, so kann man mir nichts nehmen, wenn ich nicht erscheine. Ich habe gar nicht übel Lust von hier aus durch das Baierische nach Oesterreich zu gehen; dort stehen zwar auch noch viele Franzosen, aber die braven Oesterreicher verrathen gewiß keinen, der sich zu ihnen flüchtet, und wenn ich ja Soldat werden muß, so will ich lieber bei den Franzosen selbst dienen, als unter den Westfalen.

Dieser Schneider führte fast ganz allein das Wort, alle Anwesenden hörten ihm zu, und auf mich machten seine Reden einen ganz besondern Eindruck. Endlich sprang er auf, ergriff sein Reisebündel und eilte der Thüre zu. „He, Landsmann," rief ich ihm nach, „wenn Sie nach Hanau wollen, so können wir mit einander gehen, wenn es Ihnen recht ist." „Ei, warum das nicht," erwiederte er, „ich freue mich, einen Reisegefährten zu finden; denn wenn man allein geht, wird einem der Weg noch einmal so lang." Wir

schritten mit einander vorwärts, und ehe wir eine Stunde zurückgelegt hatten, wußte ich schon seine ganze Lebensgeschichte, die übrigens nicht merkwürdig war; auch ergab sich weiter nichts aus ihr, als daß er ein lustiger Bruder war, der sich um die ganze Welt nicht kümmerte.

Als wir in der Ferne die Thürme von Hanau erblickten, sagte er, als wir eben an einem schattigen Baume in der Nähe der Straße standen: „Hier wird Halt gemacht; denn für mich ist es noch viel zu früh, um einzuwandern, übrigens weiß ich auch noch nicht gewiß, ob ich in die Stadt gehe oder ob ich nicht lieber eins der benachbarten Dörfer zum Nachtquartier erwähle; denn dort kann man doch mit größerer Sicherheit ein Paar Groschen zusammen fechten, in den Städten aber muß man jede Minute des Bettelvoigts gewärtig sein, der einen auf die Polizei schleppt, wo man nicht selten das Reisegeld auf dem H..... erhält. Wenn Sie also Eile haben, so gehen Sie in Gottes Namen voraus und lassen Sie mich hier zurück."

Zuerst wollte ich allein fortziehen und, meinem frühern Reiseplane getreu, nach Hanau wandern; dann aber bedachte ich, daß ein solcher Reisegesellschafter

mir doch vielleicht manche in meiner Lage sehr schätzbare Vortheile gewähren könnte, und ich fragte ihn deshalb, ob es wirklich sein völliger Ernst sei, daß er nicht in sein Vaterland zurückkehren wolle. „Nein," entgegnete er mit festem Tone, „das geschieht auf keinen Fall; ich werde mich wohl hüten, mich freiwillig zu stellen, um mich zur Schlachtbank nach Spanien führen zu lassen; zwingen sie mich mit Gewalt dazu, da muß ich es mir wohl gefallen lassen." Ich fragte ihn ferner, ob er wohl Lust habe, mit mir einen Versuch zu wagen, ob wir uns nach dem Preußischen durchschleichen könnten, in welchem Lande wir bestimmt vom Militärdienste frei wären. Er sah mich verwundert an und sagte: „also Sie sind auch einer von den Vögeln, die keine Lust haben, sich einsperren zu lassen! Nun, wir wollen schon durchkommen, Herr Bruder, das hat keine Noth."

Hierdurch beruhigt, nahm ich Platz an seiner Seite und machte nun völlige Brüderschaft mit ihm. „Sei nur nicht ängstlich, Bruder," sagte er, „wenn ich nicht nach Hause gehe, so bin ich eben so vogelfrei, als Du, und wenn ich gleich ein lustiger Kerl bin, so war ich doch in meinem Leben kein Schurke, und

wenn ich Dich auch wirklich verrathen wollte, so hätte ich ja nicht den mindesten Vortheil davon.“ Während wir so mit einander sprachen, näherte sich uns ein dritter Wanderer, ebenfalls ein Handwerksbursche, der sehr ermüdet war und unter unserm Baume zu rasten beschloß. Der Schneider ließ sich bald in ein Gespräch mit ihm ein, und wir erfuhren, daß er ein Goldschmidt sei, von Mannheim komme und nach Hannover oder Braunschweig zu gehen gedenke. Er zog sein kleines Reiseflaschchen heraus, nahm einen Schluck, lehnte sich dann auf sein Bündel zurück und entschlummerte sanft. Auch mich übermannte der Schlaf, welchem ich mich ohne Widerstreben hingab.

Keine halbe Stunde mochte ich geschlafen haben, als ich durch ein starkes Rütteln erweckt wurde, wie ich die Augen aufschlug, stand der Schneider vor mir, hielt mir den Mund zu und sagte ganz leise: „mach, daß wir schnell fortkommen.“ Da ich noch halb schlaftrunken ihn verwundert ansah, ohne seinen Willen zu erfüllen, ergriff er mich beim Arme und zog mich fort; ohne Widerstreben folgte ich ihm wohl zwei Stunden lang, bis er endlich in einer mir ganz unbekannten Gegend sich niedersetzte, um einige Zeit zu

raften. „Nun erkläre mir endlich," begann ich, „warum Du mich so heimlich geweckt hast, und warum Du jetzt unaufhaltsam vorwärts eilst?" „Blos um Deinetwillen," erwiederte er; „ohne Paß würdest Du nicht weit gekommen sein, die Gensd'armen hätten Dich gewiß bald erwischt, und Du hättest in große Verlegenheit gerathen können, um Dich aller dieser Unannehmlichkeiten zu überheben, will ich Dir einen Paß hier übergeben."

Ich öffnete das Papier und fand zu meinem großen Schrecken den Paß des Goldschmidts, der sich ohne Mißtrauen zu uns gesetzt hatte. Zufällig hatte der Goldschmidt große Aehnlichkeit mit mir, und folglich paßte die im Passe enthaltene Beschreibung ziemlich gut für mich; aber die Art, wie ich dazu gekommen war, erschien mir doch gar zu nichtswürdig, was ich mir gegen meinen Reisegefährten, dem ich mich nun einmal anvertraut hatte, indeß nicht merken lassen durfte. „Was wird der arme Mensch nun anfangen," fragte ich ihn, „wenn er in dem nächsten Orte nach seinem Passe gefragt wird?" „Das ist Deine Sorge nicht," erwiederte der Schneider, „er wird übrigens ohne große Mühe bald einen andern erhalten, wir aber

müssen uns so schnell als möglich aus dem Staube machen; denn ohne Zweifel wird man uns in kurzer Zeit durch Steckbriefe verfolgen."

Zitternd vor Furcht ergab ich mich in mein Schicksal und folgte dem Schneider, der mich nach dem Städtchen Dettingen führte, wo er mich mit in die Schneiderherberge nahm; zwar wollte mich der Herbergsvater anfangs nicht aufnehmen, doch verstand er sich leicht dazu, als ich ihm meinen Paß zeigte. „Nun Freund Grentzel," sagte der Schneider (denn seit der Entwendung des Passes hieß ich Eduard Grentzel und war aus Wilster im Holsteinischen gebürtig), „heute und morgen früh wirst Du wohl die Zeche allein bezahlen müssen; denn ich habe keinen Pfennig Geld, und was mich heute vom Fechten abgehalten hat, weißt Du selbst am besten." In meiner Herzensangst war ich mit allem zufrieden, und mein Gefährte ließ sich es nun auf meine Kosten sehr wohl schmecken, ich selbst aber konnte fast keinen Bissen essen; denn jeden Augenblick glaubte ich die Polizei hereintreten zu sehen. Allerdings war es schon strafbar von mir gewesen, daß ich mich der Marschroute im Hospitale zu Stade bemächtigt hatte; aber diese That ließ sich dadurch ent-

schuldigen, daß der Besitzer todt war, und niemand durch diese Entwendung verletzt wurde, aber mit dem Paß-Diebstahle war es etwas ganz anders.

Die ganze Nacht verstrich in Angst und Sorgen und unter bittern Vorwürfen, die ich mir selbst über meine Unvorsichtigkeit machte. Mit Tagesanbruch weckte ich meinen Kamerad und bat ihn, so schnell als möglich aufzubrechen, wozu er nicht die mindeste Lust bezeugte; er meinte, wir hätten noch Zeit genug und er wollte erst sehen, ob sich in der Stadt nicht etwas erschnurren ließe. Ich drang so lange in ihn, bis er endlich meinen Bitten nachgab und nach einem kleinen Frühstück die Stadt verließ. Als wir das nächste Dorf erreichten, erklärte mein Reisegefährte, daß diese Bauern durchaus in Requisition gesetzt werden müßten. Da ich so schnell als möglich vorwärts zu kommen wünschte, so versprach ich ihm 30 Kreuzer, und für heute freie Zeche, wenn wir ohne Aufenthalt fortzögen. Er gab meinem Vorschlage Gehör; wir gingen über den Main und marschirten den ganzen Tag wacker darauf los.

Am andern Morgen wiederholte sich derselbe Handel, und ich erkannte endlich, daß der Schneider die

Absicht hatte, mir allmälich mein Geld abzunehmen; ich beschloß deshalb, ihn bei der ersten Gelegenheit zu verlassen und allein weiter zu ziehen. Diese Gelegenheit erschien sehr bald, da mein Reisegefährte fast bei jedem Dorfe seine Forderung erneuerte. Ich ließ ihn sein Glück versuchen und versprach, am andern Ende des Dorfes auf ihn zu warten. Sobald er mich verlassen hatte, eilte ich vorwärts, um mich von dem lästigen Gesellschafter zu befreien, der, wenn ich mich nur einigermaßen beeilte, mir nicht nachkommen konnte, weil er bei seiner Art zu reisen in jedem Dorfe wenigstens eine Stunde zubrachte. Ueberdies hielt ich ihn doch noch für zu rechtlich, als daß er mich hätte verrathen sollen, und endlich war sein Reisepaß in wenig Tagen abgelaufen, so daß er selbst nicht mehr sicher war, und von jeder Behörde nach Hause gesendet oder auf den Schub gesetzt werden konnte.

Ich befand mich jetzt abermals in einer fürchterlichen Lage; in jedem Menschen, der mir begegnete oder mit dem ich zusammentraf, fürchtete ich einen Verräther; in meine Heimath mochte ich jetzt um keinen Preis zurückkehren; denn wie leicht konnte ich auch dort entdeckt werden, und wahrscheinlich hätte ich

hier ebenfalls Soldat werden müssen, wäre überdies noch von allen meinen Bekannten verhöhnt und verspottet worden. Ohne einen eigentlichen Plan für meine Zukunft zu entwerfen, zog ich ohne Rast und Ruhe immer vorwärts, verließ mit Tagesanbruch mein Nachtquartier, kehrte so spät als möglich ein und hielt mich einen großen Theil des Tages im freien Felde auf, ohne daß mir etwas anders übrig blieb, als die Hoffnung, daß der Zufall auf irgend eine Art mir ein Unterkommen verschaffen werde. Trotz meiner Sparsamkeit nahm meine geringe Baarschaft täglich ab, und als ich nach einiger Zeit das schöne Schwabenland erreichte, war mir nur noch wenig übrig.

Zu Gailsdorf, am Kocher, traf ich wieder auf französische Truppen; es war das 40ste Linien-Regiment, das aus Oesterreich zurückkehrte und auf dem Marsche nach Spanien begriffen war. Bei dem Anblicke dieser Truppen, die sehr gut gekleidet und genährt waren, überraschte mich ein eigenthümliches, fast freudiges Gefühl; sie hatten hier Ruhetag, und ihnen zu Liebe blieb ich ebenfalls fast einen ganzen Tag hier, was ich mir seit der Trennung von dem

Schneider nirgends erlaubt hatte. Trotz meiner geringen Baarschaft ging ich doch in ein Weinhaus, weil ich dort mit diesen Franzosen zusammen zu treffen hoffte, was auch wirklich der Fall war. Ich unterhielt mich mit ihnen und ließ mir von den blutigen Kämpfen dieses Feldzuges erzählen, die bei Regensburg, in Tyrol, bei Eßlingen u. s. w. vorgefallen waren. In den Gesprächen dieser erfahrenen Krieger bemerkte ich nichts, daß wie Prahlerei oder Anmaßungen geklungen hätte, wohl aber kannten sie ihren Werth, und in allen Fällen benahmen sie sich mit vielem militärischen Anstande, so daß ich fast Lust bekam, in diesem Regimente Dienste zu nehmen; denn noch hatte sich mir nirgends eine Gelegenheit zu einem ehrlichen Unterkommen zeigen wollen, und ich zog noch immer planlos umher. Was mich am meisten von der Ausführung dieser Idee abhielt, war die geheime Furcht, mit welcher diese alles Ungemach so muthig ertragenden Krieger auf den spanischen Krieg hinblickten; sie waren fast alle vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich auf der Halbinsel gewesen und hatten Zeit und Gelegenheit genug gehabt, sich mit den verwegenen Guerillas zu messen, und die hinterlistigen

Bewohner dieses Landes kennen zu lernen; aber trotz der Noth, die sie dort vor einem Jahre erfahren hatten, und der sie jetzt wieder entgegen gingen, fiel es doch nicht Einem ein, seiner Pflicht untreu zu werden, oder über die ihnen zu Theil gewordene Bestimmung zu murren.

Gegen Abend erst verließ ich Gailsdorf und wanderte noch ein Paar Tage im Lande herum, bis ich endlich keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche hatte und, um mich zu ernähren, gezwungen war, in Nördlingen, mittelst meiner Kundschaft, das Geschenk bei den Goldarbeitern einzufordern. Ich erhielt 36 Kreuzer, mit welcher Summe ich mich in ein Wirthshaus begab, um mir etwas Essen geben zu lassen. Als ich hier traurig in der Wirthsstube saß und über mein rastloses, unsicheres Leben nachdachte, trat ein Mann in halb militärischer Kleidung herein, den ich sogleich an seinem Aeußern für einen Franzosen erkannte. Er forderte in seiner Muttersprache Suppe, aber auf französische Art zugerichtet, und gebratenes Fleisch; da ihn Niemand in dem Wirthshause verstand, so machte ich den Dollmetscher und bestellte in seinem Namen alles, was er begehrte. Er

fragte mich, was ich für ein Landsmann sei, und wo ich so geläufig französisch sprechen gelernt hätte; ehe ich ihm noch antworten konnte, fügte er hinzu, daß er unter meinen Worten viele militärische und mehrere blos den Soldaten eigenthümliche Ausdrücke bemerkt habe, so daß er fast glaube, ich sei früher in französischen Diensten gewesen. Diese unerwartete Bemerkung setzte mich in große Verlegenheit, und ich wußte wirklich nicht, was ich antworten sollte. „Wenn ich recht gerathen habe," sagte er, „so gesteht es nur ohne Umstände, sonst möchtet Ihr am Ende schlecht dabei wegkommen." Da ich sahe, daß es nicht anders war, so erzählte ich aufrichtig, daß ich als Sergeant unter der hannöverischen Legion gedient hätte, in einem Seetreffen gefangen genommen und nach England gebracht worden wäre. „Waret Ihr auf den Pontons oder in einem Gefangenhause auf dem Lande?" fragte der Soldat. Ich berichtete ihm, wie ich in der Gefangenschaft behandelt worden, und wie ich mich endlich gezwungen gesehen hätte, in englische Dienste zu treten u. s. w.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte er: „ja, die Engländer sind Schurken, wie

schändlich behandeln sie nicht unsere Gefangenen, und wie gut werden dagegen die gefangenen Engländer in Frankreich behandelt; aber, um wieder auf unser früheres Gespräch zu kommen, so will ich Euch nur sagen, daß ich Euch, als ehemaligen französischen Soldaten in Anspruch nehme, ohne Rücksicht auf den Stand, in welchem Ihr jetzt steht. Eurem Regimente, das jetzt zum zweiten Mal in Spanien steht, weil es in die Capitulation mit eingeschlossen war, die zwischen unserm braven General Junot und dem englischen Feldherrn Dalrymple abgeschlossen wurde, und nach welcher alle französischen Truppen von den Engländern auf Transportschiffen nach Frankreich gebracht wurden, könnt Ihr auf keinen Fall nachgesandt werden, sondern Ihr müßt ohne weiteres bei unserm Regimente eintreten. Das Bataillon, bei welchem ich die Ehre habe, die Stelle eines Sergeantmajors zu bekleiden, gehört dem 44sten Linien-Regimente an, das bei Regensburg, Eßlingen, Wagram und Znaim viele brave Soldaten verloren hat, und deswegen bedürfen wir noch manchen, ehe unsere Zahl wieder voll wird; Ihr werdet mir daher sogleich von hier aus folgen, und es wird unserem Commandeur recht an-

genehm sein, wenn er so unerwartet einen gedienten Mann in sein Bataillon erhält. Auf das Glück der französischen Waffen, Kamerad, und auf die Gesundheit unserer tapfern Waffenbrüder in Spanien," sagte er, indem er mir ein Glas Wein einschenkte. „Auch unser Bataillon befand sich früher schon in Spanien und zwar zu der Zeit, als die ersten Unruhen in jenem Lande ausbrachen, und obgleich fast alle Glieder desselben damals nur noch junge, unerfahrene Conscribirte waren, so bewiesen sie doch bei dem Aufstande am 2. Mai 1808 in Madrid, daß sie der Ehre würdig waren, unter den französischen Adlern zu dienen."

Als wir noch einige Gläser auf das Wohl des Kaisers und der Armee geleert hatten, erhoben wir uns, und der Sergeantmajor gebot mir, ihm zu folgen, was ich auch ohne Widerrede that. Der Stab des Regiments lag eine Stunde von der Stadt entfernt; als wir ankamen, war der Commandant abwesend und ich mußte mir gefallen lassen, den Ueberrest des Tages auf der Hauptwache zuzubringen, wo ich zwar nicht gerade als Gefangener behandelt wurde, aber doch deutlich bemerkte, daß ich, der Instruction

des Sergeantmajors gemäß, ziemlich aufmerksam beobachtet wurde.

Gegen Abend kam Herr Lambert, so hieß der Sergeantmajor, um mich zu dem Commandanten abzuholen, der mich etwas hart anließ und fragte, wie lange ich dem Kaiser von Frankreich gedient habe, wo und wie ich gefangen worden sei, wie ich aus England wieder entkommen und besonders, warum ich nicht bei dem ersten Depot französischer Truppen mich als ranzionirter Gefangener gemeldet hätte. Der Herr Commandant schloß diese Fragen mit den sehr liebreichen Worten: „Vous meriteriez d'être fusillé, canaille!“ (Ihr verdient erschossen zu werden.) Mir wurde dabei gar nicht wohl zu Muthe, indessen gelang es mir doch, ihn wieder zu besänftigen, besonders dadurch, daß ich zu meiner Entschuldigung anführte, es habe mir bis jetzt blos an Gelegenheit gefehlt, um wieder in französische Dienste treten zu können; denn wenn ich mich in dem Königreiche Westfalen gemeldet hätte, so würde man mich genöthigt haben, unter die westfälischen Truppen zu treten, was ich doch nicht gewünscht hätte, weil ich den französischen Dienst jedem andern in der Welt vorzöge.

„Brav, mein Sohn," sagte der alte Herr, „von heute gehörst Du dem 44sten Regimente an; besorgen Sie, Lambert, daß er an die Voltigeurs abgegeben wird; denn er ist ein schöner, junger Kerl."

Nach dieser Entscheidung trat ich mit dem Sergeantmajor ab, und ehe es Nacht wurde, war ich schon vom Kopfe bis zum Fuße ausgerüstet und sehr gut eingekleidet; denn Oesterreich hatte das ganze Bataillon neu kleiden müssen, weshalb an Montirungsstücken kein Mangel war.

Viertes Kapitel.

Abmarsch nach Frankreich. — Uebergang über den Rhein bei Hüningen. — Spitzenschmuggelei. — Lyon. — Angenehmer Aufenthalt daselbst. — Abmarsch nach Spanien. — Montbrison. — Montpellier. — Perpignan. — Bemerkungen über das mittägliche Frankreich. — Erzählungen der aus Spanien zurückkehrenden Franzosen.

Das schöne, fruchtbare Schwaben und das südliche Baiern, wie der größte Theil Vorderösterreichs, diente damals den französischen Truppen zu Cantonnirungs-Quartieren, wo viele bis zur gänzlichen Räumung Oesterreichs, die im Januar 1810 vor sich gehen sollte, stehen blieben; aber nicht alle Truppen waren so glücklich, hier das friedliche Leben genießen zu dürfen. Viele Regimenter wurden gleich nach Abschluß

des Friedens nach Spanien geschickt, auch unser Bataillon erhielt ebenfalls, 6 Wochen nach meinem Eintritt, in der Mitte des Octobers, den Befehl, bei Hüningen über den Rhein zu gehen und in das mittägliche Frankreich zu rücken. Wir waren schon jetzt nach Spanien bestimmt; aber da man wußte, daß die Truppen nicht gern dahin gingen, so suchte man uns in dem Wahne zu erhalten, daß wir zur Deckung der französischen Küste bestimmt wären, die von den Engländern bedroht würde.

Es wurde mir leicht, mich in meinen neuen Verhältnissen zu finden; denn hier wurde der Soldat, wenn er sich so, wie es sein gewiß wichtiger Stand erfordert, betrug, stets mit Achtung behandelt und auf keine Weise, wie ich es ehemals in Magdeburg erfahren hatte, durch den Unter- und Oberoffizier um alles Ehrgefühl gebracht; an Schlagen und Schimpfen wurde fast nie gedacht, und der rechtliche Soldat wurde von allen seinen Vorgesetzten geachtet und geehrt, und eine solche französische Compagnie glich mehr einer großen Familie, als einem Haufen einander ganz fremder Menschen; man hatte Liebe zu seinen Obern, wie zu dem Stande, in welchem man sich wohl befand.

Am Tage des Abmarsches trennten wir uns mit großer Herzlichkeit von unsern freundlichen Wirthen, die uns fast alle eine glückliche Reise wünschten, besonders schien es den muntern, schmucken Schwabenmädchen leid zu thun, daß die galanten französischen Soldaten sich schon entfernten; ja, manches Mädchen blickte uns mit rothen, sehr verweinten Augen nach und schien geheime Gründe dazu zu haben, die ich dem Leser errathen lasse.

Der Spätherbst war ziemlich kalt, indessen wir fanden jeden Abend eine warme Stube, ein gutes Quartier und einen vortrefflich besetzten Tisch; denn zu meinem Erstaunen machte ich auf diesem Marsche die Erfahrung, daß man im südlichen Deutschland einen ganz andern Tisch führt, als in den nördlichen Provinzen, und die ehrlichen Schwaben trugen uns täglich auf, was Küche und Keller nur vermochten, und am Morgen versah man uns alle Zeit mit einem sehr reichlichen Frühstück auf den Weg. So herrlich und gut war es mir fast in meinem ganzen Leben noch nicht gegangen; denn auch unter meinen Kameraden befand ich mich sehr wohl, keiner ließ mich nur im geringsten empfinden, daß ich ein Deutscher war, und täglich wurde mir der Dienst lieber.

In meinem letzten Quartiere auf deutschem Boden wurde ich und mein Kamerad, ein Normann, sehr freundlich behandelt und vortrefflich bewirthet. Da ich jetzt der französischen Sprache ziemlich mächtig war, so sprach ich mit meinem Kamerad blos französisch; aber der Hausherr, ein reicher Kaufmann, der große Geschäfte zu machen schien, trat gegen Abend, als mein Kamerad eben ausgegangen war, in meine Stube und sagte, nach der ersten Begrüßung in recht gutem französisch: „Sie scheinen mir kein geborner Franzose zu sein, wenigstens unterscheiden sich Ihre Gesichtszüge, so wie Ihr Dialekt von dem der ächten Franzosen.“ Und wenn ich nun kein Franzose bin, erwiederte ich in meiner Muttersprache. „Nun,“ sagte der Hausherr, „da ist es desto besser; denn zu einem Landsmanne kann ich mit mehr Vertrauen reden, als mit einem Fremden. Ich habe Ihnen nämlich einen Vorschlag zu machen, bei welchem viel zu gewinnen ist; aber Sie müssen mir vorher versprechen, mich nicht zu verrathen.“ Ich bin ein Mann vom Wort, und Sie können sich auf mich verlassen. „Nun, so hören Sie denn: ich habe in Lyon einen Geschäftsfreund, der oft seine brabander und englischen Spitzen

von mir erhält; auf diesen Waaren aber liegt ein sehr bedeutender Eingangszoll, und den möchte mein Freund gern ersparen. Wenn Sie sich entschließen könnten, alle Ihnen entbehrlichen Sachen aus Ihrem Torniſter zu entfernen und ihn an deren Statt mit Spitzen auszufüllen, so zahle ich Ihnen auf der Stelle 50 Gulden aus. Sie können sich dann leicht die Kleinigkeiten wieder anschaffen, deren Sie sich hier entledigen, und schon in Hüningen werden Sie Ihre Last los; denn dort wohnt ein geheimer Spediteur, der die Waaren, wenn sie nur erst über die französische Grenze sind, weiter befördert."

Aber welche Strafe würde mir wohl zu Theil werden, wenn die Sache mißlänge? fragte ich. „Daran dürfen Sie freilich nicht denken," war die Antwort, „aber Sie wagen gar nichts dabei; denn so lange ich hier schon lebe, so habe ich doch noch nie gehört, daß jemals ein Soldat von den Zollbeamten angehalten worden wäre." Ich besann mich einige Minuten, dann willigte ich ein; denn die 50 Gulden, die ich hier in einem Tage ohne Mühe erwerben konnte, reizten mich gar sehr. Als ich mich bereit erklärt hatte, bat er sich meinen Torniſter aus und ver-

sicherte, daß er nun für alles übrige sorgen wolle. Kurz darauf erschien er wieder, übergab mir meinen rundgepackten angefüllten Tornister und zählte mir baare 50 Gulden in den schönsten Fünffrankenstücken auf den Tisch. Beim Abschiede sagte er noch: „ich hoffe, daß ich es mit einem rechtlichen Manne zu thun habe," und ich versicherte, daß er sich auf meine Verschwiegenheit und Rechtlichkeit verlassen könnte. Wie viel Spitzen in meinem Tornister sein mochten, konnte ich zwar nicht bestimmen; aber nach dem Gewichte und nach dem Geschenke, das ich für meine geringe Mühe erhielt, zu urtheilen, mochte der Werth derselben schon ein ziemliches Capital betragen, das mein Hauswirth doch blos meinem ehrlichen Gesichte anvertraute.

Bald nach abgeschlossenem Handel kam mein Kamerad zurück und wir legten uns zu Bette, aber ich konnte lange nicht einschlafen, weil mich die Schmuggelei doch ein wenig beunruhigte. Während meiner frühern Anwesenheit in Frankreich hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, Menschen bestrafen zu sehen, die sich ähnliche Wagestücke erlaubt hatten, und es graute mir nicht wenig, wenn ich daran dachte, daß ich am

Ende auch im braunen Gewande nach den Galeeren abgeführt werden würde.

Am andern Morgen überschritten wir den Rhein und marschirten nach Hüningen, ohne daß auch nur ein Mensch nach uns gefragt hätte. Meiner Pflicht gemäß, war mein erster Weg nach dem Hause des Kaufmanns, an welchem ich die Spitzen abliefern sollte; ich trat mit Gewehr und Waffen bei ihm ein, als wenn ich hier einquartirt wäre, übergab meinen Brief und folgte dann dem Kaufmanne auf seinen Wink nach einer Hinterstube, wo ich meine Waaren auspackte und dann, um allen Schein zu vermeiden, meinen Tornister mit Heu ausfüllte.

Ich gestehe, daß ich, trotz der herrlichen Gegend, die in der Ferne aus den majestätischen Schweizeralpen, in der Nähe aus dem schönen Rheinstrome und seinen fruchtbaren Gauen bestand, bei dem Ueberschreiten des Stromes, der die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildete, doch einigen Schmerz über die Trennung von dem Vaterlande empfand; aber bei dem fröhlichen Jauchzen der Franzosen, als sie Frankreich betraten, und bei dem Jubel, mit welchem die Bewohner von Hüningen die Sieger von Wagram

empfingen, wurde meine Vaterlandsliebe bald in den Hintergrund gedrängt, und ich war eitel genug, mich in diesen Begrüßungen mit geehrt zu fühlen, obgleich ich an dem ganzen österreichischen Kriege nicht den mindesten Antheil genommen hatte. Diese freundliche Bewillkommnung erstreckte sich übrigens keineswegs auf die Bewirthung. Gleich in Hüningen bemerkte ich, wie früher in Coblenz, daß ich Deutschland, wo wir die Gastfreundschaft gebieterisch forderten, wenn man sie uns nicht freiwillig gewährte, verlassen hatte und mich in Frankreich befand, wo der Soldat von seinem Wirthe immer nur wenig oder nichts erhält. In meinem Quartiere, das, dem Vermögen des Hauswirths nach zu urtheilen, keineswegs ein schlechtes war, erhielt ich nicht das Geringste, und alles, was ich bedurfte, mußte ich für mein Geld kaufen. Schon hier kamen mir die 50 Gulden sehr gut zu statten; denn bekanntlich war der Sold bei den französischen Soldaten, wenn auch nicht so sehr gering, wie bei manchen deutschen Truppen, doch immer unausreichend zur Befriedigung der mannigfachen Bedürfnisse. Meine Kameraden hatten meistens in dem letzten Feldzuge reiche Beute gemacht und über-

dies noch eine nicht unbedeutende Gratifikation an baarem Gelde erhalten, so daß sie keine Noth zu leiden brauchten; aber ich, der nichts von alle dem erhalten hatte, hätte mich mit schmalen Bissen begnügen müssen, wenn mich nicht ein günstiger Zufall in das Haus jenes Kaufmanns geführt hätte.

Hüningen war damals eine Festung und in ziemlich gutem Vertheidigungszustande; die Bewohner erschienen mir, wie die Elsässer in der Regel, etwas derb und mitunter grober Natur.

Nach 8 Tagen, unter denen zwei Ruhetage waren, erreichten wir Lyon, wo wir bis auf weitere Ordre stehen blieben. Zugleich mit uns rückten mehrere Regimenter hier ein, die aber aus einer andern Richtung angezogen kamen; es waren Neapolitaner, die, ebenfalls nach Spanien bestimmt, hier einige Tage rasten sollten.

Ich erhielt mein Quartier in der Nähe des neuen Quais, bei einem Seidenwirker, einem sehr artigen, gefälligen Manne, der mich sehr freundlich aufnahm und, ganz gegen die französische Weise, sehr gut bewirthete. Er hatte sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten und namentlich geraume Zeit in Ber-

lin gearbeitet, wo er auch etwas deutsch gelernt hatte, das er jetzt zu seinem Vergnügen wieder mit mir übte. Es machte mir nicht wenig Spas, ihn das schlechte Berliner Deutsch, mit vielen französischen Worten vermischt, radebrechen zu hören; aber immer vertrugen wir uns ganz vortrefflich mit einander. Auch seine Frau war zuvorkommend und gefällig und seine Tochter freundlich und artig.

Während unseres Aufenthaltes in Lyon ließ man uns keineswegs müßig gehen, sondern wir mußten täglich exerciren und wurden auf den Ebenen vor der Stadt gehörig herum getummelt, besonders mußten wir kleine Anhöhen mit dem Bajonette erstürmen, weil diese Art des Angriffs in Spanien oft vorkam und deßhalb eingeübt werden mußte. Außer diesen Uebungen hatten wir wenig Dienst zu thun, und nach der Exercierzeit, besonders gegen Abend, blieb mir Zeit genug, mich in Lyon umzusehen, wozu mir mein Wirth, Monsieur Jaques, gern behülflich war. Zum Schluß unserer Wanderung begaben wir uns gewöhnlich in ein Weinhaus, wo wir friedlich eine, auch wohl mehrere Flaschen von dem hier so wohlfeilen und doch gutem Weine leerten.

In der Nähe meines Quartiers lagen die Gefängnisse von Roanne, die in ihrer Art als wahre Muster der Vollkommenheit zu betrachten sind; aber jeden Bewohner von Lyon an die entsetzliche Zeit der Revolution erinnern, in welcher eine Menge unglücklicher und wohl größtentheils unschuldiger Gefangener hier, wegen Ueberfüllung der Räume, auf die elendeste Weise ums Leben kamen.

Eines Tages führte mich mein gefälliger Wirth an den Hafen, und wie erstaunte ich, als ich eine große Menge kleiner Nachen und Kähne sah, die alle von Frauen und Mädchen geführt wurden; ich traute meinen Augen kaum; denn noch nie hatte ich Frauen auf diese Art beschäftigt gesehen und auch wirklich dem schwächern Geschlechte den dazu nöthigen Muth, so wenig, wie die Kraft zugetraut, aber ich überzeugte mich bald, daß ich mich sehr geirrt hatte; denn als wir einen dieser immer bereit stehenden Kähne, die man für eine Kleinigkeit miethet, bestiegen hatten, erfuhr ich, daß unsere beiden gar nicht häßlichen, weiblichen Matrosen sehr geübte Ruderführer waren. Sie waren übrigens anständig gekleidet und ihr sittsames Betragen verrieth, daß sie ihr Geschäft nicht etwa

blos zum Scheine trieben und andere unmoralische Absichten darunter verbargen. An Freudenmädchen fehlte es freilich hier so wenig, als in andern großen Städten, und mehr als einmal glaubte ich, der Kleidung nach, mit sehr reichen, vornehmen Damen zu sprechen, überzeugte mich aber bald, daß es nichts als feile Buhldirnen waren.

„Wir marschiren nach Spanien ab," rief ich nach 14 Tagen meinem gütigen Wirthe zu, als ich gegen Mittag schweißtriefend von dem Exercieren zurückkehrte. „Ihr geht nach Spanien?" sagte er; „ei, das ist schade, ich hätte Euch gern länger bei mir gesehen, doch kann Euch das Glück auch dort günstig sein und Ihr könnt wohlbehalten und mit reicher Beute wieder zurückkehren." „Ihr bleibt nicht länger bei uns," sprach die 20jährige Therese mit klagender Stimme und ging rasch zur Thüre hinaus, worauf ihre Mutter erschien und mir ebenfalls ihr Bedauern über unsere baldige Trennung lebhaft zu erkennen gab. Die herzliche Theilnahme meiner gutmüthigen Wirthsleute rührte mich innig; vor allen schien Therese sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen zu können, daß ich sie verlassen und nach Spanien ziehen sollte. Ich

hatte ihr fast jeden Abend auf einer Guitarre, die ich im Hause vorfand, deutsche und französische Lieder vorgespielt und vorgesungen, und sie hatte sich sehr an mich angeschlossen, ja, wenn ich es recht bedenke, in mich verliebt, so daß es ihr jetzt Leid that, sich von mir trennen zu müssen. Leicht hätte ich dieses sehr liebenswürdige, feurige Mädchen verführen können; aber ich darf mir mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß ich, nie auch nur entfernt, daran gedacht habe.

Am andern Tage wurden wir von dem dortigen Kriegs-Commissair gemustert, erhielten alle zum Feldbienste nöthigen Bedürfnisse, und am nächsten Morgen schied ich, von den herzlichsten Segenswünschen der ganzen Familie begleitet, aus einem Hause, dessen ich mich gewiß Zeitlebens dankbar für die freundliche Aufnahme, die dem Fremdlinge hier zu Theil wurde, erinnern werde. Die erste ansehnliche Stadt, die wir auf unserm Marsche berührten, war Montbrison; sie liegt in einer angenehmen Gegend, aber ihre Häuser sind noch ganz nach der alten Bauart eingerichtet und nichts weniger als schön. Das alte Schloß, das wir, da wir spät am Abend eintrafen und den andern Mor-

gen früh wieder abzogen, erst jetzt erblickten, mag vielleicht merkwürdig sein; aber die Zeit gestattete es nicht, es in der Nähe zu besehen. Nach einigen Tagemärschen, während welcher wir die Nächte in Dörfern zubrachten, erreichten wir Montpellier. Hier betraten wir das eigentliche Südfrankreich, was wir auch deutlich genug bemerkten; denn obgleich wir noch im Februar waren, so wehete doch hier eine sehr milde Luft, die Bäume blühten und der Boden war überall mit dem schönsten Grün bedeckt, das in üppiger Kraft wucherte. Was die Stadt selbst betrifft, so habe ich nirgends ein größeres Labyrinth von engen, kleinen Gassen gefunden, als hier, doch waren sie alle so rein, daß ich mich nicht genug wundern konnte, nur durch viele unterirdische Kanäle, die alle Gassen durchkreuzten, war es möglich, diese der Gesundheit der Bewohner so vortheilhafte Reinlichkeit zu erhalten.

Am andern Tage hatten wir Ruhetag, und da es zufällig ein Sonntag war, so besuchte ich die Kirche der Reformirten und hörte die Predigt mit an, die mich übrigens nicht sonderlich erbaute. Besser gefielen mir die ausgezeichnet schönen Gesichter, die ich Nachmittags in allen Straßen traf; so viel ich auch

herumgekommen bin, so habe ich doch nirgends reizendere Mädchen gesehen, als hier. Auch die Weinhäuser waren hier gut und wurden stark von uns besucht; denn der Wein war außerordentlich billig, der beste kostete nur 2 Sous die Flasche.

Nur noch einige Tagemärsche trennten uns von Perpignan, dem Hauptdepot der im Osten von Spanien stehenden Armee, die unter dem Befehle des eben so erfahrnen, als klugen Marschall Suchet stand. Je näher wir Perpignan kamen, um so deutlicher bemerkten wir, daß wir uns den unwirthbaren Pyrenäen und einem Volke näherten, das andere Sitten und Gebräuche hatte; die Gegend wurde jeden Tag unfruchtbarer und gebirgiger und die Menschen veränderten sich ebenfalls nicht zu ihrem Vortheile, was ich sehr deutlich bemerkte, wenn es gleich meinen Kameraden, die schon mehrmals durch diese Länder gezogen waren, nicht auffiel.

Endlich erreichten wir Perpignan, das von französischen Soldaten, die aus Spanien zurückkehrten, ganz angefüllt war; es waren meistens Verwundete, zum Felddienste Untaugliche und Reiter, die ihre Pferde verloren hatten und hier auf Remonte warteten oder

zu dem Depot ihrer Regimenter zurückkehrten, um dort von neuem ausgerüstet zu werden. Alle diese Soldaten schilderten uns den Krieg in Spanien und die Beschwerden und Gefahren, mit denen der Soldat dort täglich zu kämpfen hätte, mit den lebhaftesten Farben; sie konnten uns den zerrütteten Zustand des ganzen Landes und den hinterlistigen, feindseligen Charakter der Bewohner nicht stark genug beschreiben, und die vielen Mordthaten, die dort täglich vorfallen sollten, flößten mir denn doch einige Furcht ein.

Es wurde uns hier ein Ruhetag gegönnt, an welchem wir mit den noch nöthigen Feldgeräthschaften und jeder mit 60 Patronen versehen wurden, so daß wir nun zum Felddienste vollkommen ausgerüstet waren. Doch ehe ich Frankreich verlasse, erlaube ich mir einige Bemerkungen über den Theil dieses Reiches, den ich auf diesem Marsche zu durchwandern Gelegenheit hatte.

Das mittägliche Frankreich kann mit vollem Rechte als der schönste Theil dieses schönen Landes betrachtet werden; alles, was nur zum Unterhalt und Genuß des Lebens gehört, gedeiht hier in solcher Güte und in solchem Ueberfluß, daß die Bewohner dieser gesegs-

neten Provinzen nach der reichlichen Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse, noch viele Produkte übrig behalten, die sie in das Inland und Ausland absetzen können. In allen Städten, die ich durchwanderte, fand ich Wohlleben und Ueberfluß; die Einwohner waren eitel, wie alle Franzosen sind, und damals besonders stolz auf den großen Feldherrn, der sie beherrschte und zu jener Zeit fast dem ganzen übrigen Europa Gesetze vorschrieb. In ihrer Einbildung sahen sie mit Verachtung auf alle Ausländer, besonders auf uns Deutsche herab. Eine Hauptleidenschaft der Bewohner des südlichen Frankreichs ist Tanz und Spiel, auch dem weiblichen Geschlechte sind sie sehr hold, und die Liebe verleitet sie oft zu den größten Thorheiten, die nicht selten ihren Untergang herbeiführen. Weichlich und entnervt kann man die Franzosen in jenen Provinzen nicht nennen, wenigstens die Landleute nicht; denn diese leben weit mäßiger und einfacher, als die Bauern in Deutschland; so bemerkte ich namentlich zu meiner Verwunderung, daß man hier an vielen Orten den Kaffee nicht einmal dem Namen nach kannte, während es in Deutschland wohl schwerlich ein Dorf giebt, in welchem dies Getränke nicht zu den regel-

mäßigen Genüssen gehört. Beide Geschlechter zeichnen sich durch eine große Gefallsucht aus und suchen sich auf alle Weise herauszuputzen; die ältesten Frauen erscheinen so bunt gekleidet, als die jüngsten Mädchen, und fast alle kleiden sich dabei mit so viel Geschmack, daß sie zum Muster dienen könnten.

Am letzten Nachmittage vor unserm Abmarsche traf ich zufällig einen französischen Voltigeur, der zwar mit einem Stelzfuße und auf Krücken aus Spanien zurückkehrte, aber zur Entschädigung dafür reiche Beute mitgebracht hatte; er war eben im Begriff, zwei silberne Crucifixe zu verkaufen, und auf mein Ersuchen erzählte er mir bereitwillig, auf welche Art er zu diesen Heiligthümern gekommen war.

Auf einem Streifzuge, der gegen die spanischen Guerillas unternommen wurde, gelang es den Franzosen, eine Abtheilung dieser ihnen so gefährlichen Menschen sehr in die Enge zu treiben, daß ihnen keine andere Zuflucht übrig blieb, als eine Dorfkirche, in die sie sich warfen, und in der sie sich muthig vertheidigten. Sie schlugen wiederholt die Angriffe der Franzosen ab; denn sie wußten nur zu gut, welches Loos sie erwartete, wenn sie in die Hände ihrer erbitterten

Feinde fielen; endlich aber wurden die Kirchenthüren erstürmt, das Feuer wurde von allen Seiten auf die Spanier erneuert und es blieb nicht ein einziger von ihnen am Leben. Als die Franzosen nach der Erstürmung der Kirche diese wieder verlassen wollten, fiel in ihrem Rücken ein Schuß; rasch blickten sie um sich und bemerkten noch den in der Gegend des Altars aufsteigenden Pulverdampf. Alle stürzten nach dem Altare zu; aber trotz der sorgfältigsten Untersuchung entdeckte man nichts, bis endlich ein Soldat unter der Bekleidung des Hochaltars ein rundes Loch von der Größe einer Obertasse bemerkte, und der nicht zu verkennende Pulvergeruch gab deutlich zu erkennen, daß aus diesem Loche der Schuß gefallen war. Ohne Scheu vor dem Heiligthume wurde die Bekleidung des Altars abgerissen und dieser zertrümmert, wo man denn eine Schicht Bretter fand, die eine viereckige Oeffnung bedeckten und eine Art Fallthüre bildeten. In diesem Augenblicke hörte man in der Nähe hinter einem Bilde des heiligen Bernhard ein fürchterliches Geschrei; sogleich springen mehrere Soldaten herbei, entfernen das Bild und finden in einer Art Gewölbe mehrere Pfaffen, die am ganzen Leibe zittern und hinter ihnen

mehrere bewaffnete Bauern, deren man sich sogleich bemächtigt, und nach und nach einige 20 dieser geschworenen Feinde der Franzosen aus dem Gewölbe zieht. Alle diese Gefangenen wurden ohne weitere Untersuchung auf der Stelle, in der Mitte der Kirche selbst, erschossen.

„Ich war einer der vordersten unter meinen Kameraden," sagte der Voltigeur, „und ich drang deshalb rasch in die von unsern Feinden gereinigte Höhle, um nachzusehen, ob nicht Waffen oder Kostbarkeiten darin verborgen wären. Wir fanden wirklich über 200 englische Gewehre und mehrere Centner Patronen, und zu meinem Glücke entdeckte ich zuerst einen ganzen Kasten voll Silberwerk. Rasch verbarg ich die beiden Crucifixe, die Du hier siehst, in meinen Pantalons, wo sie freilich eben nicht den anständigsten Platz erhielten; mittelst eines Strickes band ich sie so lange fest, bis ich Gelegenheit erhielt, sie unbemerkt in meinen Tornister einzupacken. Sobald ich meine beiden Crucifixe in Sicherheit gebracht hatte, rief ich einige Kameraden herbei, die mir den ziemlich schweren Kasten aus dem Gewölbe heraus in die Kirche tragen halfen, wo ein Adjudant unseres Generals mei-

nen Fund im Namen der Regierung in Beschlag nahm. Sechs Tage nachher, als wir bei Manresa gegen eine uns weit überlegene Macht fochten, riß mir eine Kartätschenkugel das linke Bein weg; aber zum Glück behielt ich so viel Besinnung, daß ich stets über meinen Tornister wachen konnte. Ich wurde nach Manresa in ein fliegendes Hospital gebracht, wo man im Fluge meinen zerschmetterten Fuß von dem gesunden Theile trennte, und nun kehre ich in mein Vaterland zurück und hoffe von dem Erlös dieser erbeuteten Crucifixe noch manches Glas Wein auf die Gesundheit meines Kaisers zu leeren. Ich wünsche vom Herzen, daß Dir ein gleiches Glück zu Theil werden möge, und daß Du es nicht erst durch den Verlust eines Beines zu erkaufen brauchst."

Ich erstaunte über die Gleichgültigkeit, mit welcher dieser Soldat mir sein Schicksal erzählte, und es war mir unbegreiflich, wie er nach dem Verluste eines Beines noch Liebe zu seinem Kaiser zeigen konnte.

Fünftes Kapitel.

Abmarsch von Perpignan. — Ankunft in Spanien. — Nöthige Vorsicht auf dem Marsche und in dem Quartiere. — Execution einiger Miquelets. — Ankunft in Barcellona. — Aufenthalt daselbst. — Gefährliches nächtliches Abentheuer.

Am Morgen des 18. März 1810 zogen wir durch die Thore von Perpignan auf der Straße nach Spanien vorwärts. Ein starkes Bataillon marche (eine Abtheilung Reconvalescenten verschiedener Regimenter) begleitete uns; viele dieser Soldaten zogen diesen Weg zum zweiten Mal, weil sie krank oder verwundet aus Spanien in das große Hospital nach Perpignan gebracht worden waren. Im Herzen mochten sie Spanien und den, der sie in dies gefährliche Land

schickte, verwünschen; aber äußerlich erschienen sie alle heiter und sangen während des Marsches fröhliche Lieder, in welche unser Bataillon oft mit einstimmte, so daß es schien, als wenn keiner von uns an die so nahe Gefahr dächte.

Nach einem sehr ermüdenden Marsche erreichten wir einige Dörfer in der Nähe der spanischen Grenze, in denen wir übernachteten. Die Bewohner sahen hier schon so ziemlich spanisch aus, sie trugen kurze braune Jacken und Hosen von derselben Farbe, statt der Schuhe aber ein Stück Ziegenfell, das mit Riemen an die Füße befestigt wurde. Selbst meine französischen Kameraden waren nicht im Stande, die Sprache dieser Leute zu verstehen, wodurch viele Streitigkeiten, selbst Schlägereien in unsern Quartieren entstanden, ja ein Soldat wurde von seinem Wirthe so gemißhandelt, daß er an den Folgen starb. Der Thäter war entflohen und man konnte seiner nicht habhaft werden, obgleich unsere Offiziere und ein bei den Reconvalescenten befindlicher General alles aufboten, um den Bauer aufzufinden.

Am folgenden Morgen brachen wir spät auf, weil die in mehreren Ortschaften vertheilten Truppen sich

erst an dem Hauptorte wieder versammeln mußten, doch überschritten wir bei guter Zeit die Grenze, auf der uns der spanische Löwe so grimmig ansah, als wenn er sagen wollte: die meisten von Euch werden meinen Klauen wohl schwerlich entgehen. Ein französischer Courier, der dem Marschall Suchet wichtige Befehle überbrachte, trieb uns zur Eile an, weil er bei der damaligen Unsicherheit des ganzen Landes nicht ohne starke Bedeckung reisen konnte. Wir waren bestimmt, ihn bis Barcellona zu begleiten, von wo er sich nach dem Hauptquartiere begeben sollte, daß, dem Gerüchte nach, sich jenseits Barcellona befand; aber mit Sicherheit ließ sich das nicht angeben, weil die Armee, wegen der auf allen Seiten herumschwärmenden feindlichen Partheigänger, keine daurende Stellung annehmen konnten.

Die Pyrenäen, durch die wir jetzt zogen, bilden bekanntlich die Grenze zwischen Frankreich und Spanien und erstrecken sich von dem Ufer des einen Meeres bis zu dem des andern. Ihre Gipfel sind zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt und die Gegenden selbst sind, mit Ausnahme einiger ziemlich fruchtbaren Thäler, rauh und wenig zum Anbau geeignet.

Die Bewohner dieser Gebirgskette sind sowohl auf der spanischen, als auf der französischen Seite kräftig und thätig; aber ihr Betragen war finster und zurückstoßend, so daß wir nur mit Mühe und gegen doppelte Bezahlung die uns nöthigen Bedürfnisse von ihnen erhalten konnten. In Spanien selbst ging es uns noch viel schlimmer; denn dort fand fast gar kein Verkehr zwischen uns und den Einwohnern statt. Vergebens fragten wir in den Dörfern nach den Einwohnern, höchstens fanden wir Kinder, Greise und alte Mütterchen, die andern hatten sich entfernt, um mit den Franzosen in gar keine Berührung zu kommen und um ihnen nach Kräften schaden zu können. Fast in allen Orten trafen wir eine größere oder kleinere französische Besatzung, die zur Erhaltung der Verbindung zwischen Frankreich und der Armee nöthig war; die ganze Mannschaft lag immer in dem größten und sichersten Hause, weil jede Vereinzelung gefährlich war, und diese Häuser waren in der Regel von einem Graben umgeben, und wie kleine Festungen durch Palliſaden und spanische Reiter geschützt. Auf dem Kirchthurme oder dem Boden des Hauses stand beständig eine Schildwache, kein Soldat durfte seine Kleider ab-

legen, auch wenn er nicht im Dienste war, um bei den so häufig vorkommenden Ueberfällen sogleich zum Kampfe bereit zu sein. Einzelne Soldaten durften sich nicht aus dem Dorfe entfernen, nicht einmal auf der Heerstraße blicken lassen, wenn sie sich nicht der gewissen Gefahr aussetzen wollten, von den in jeder Bergschlucht verborgenen Miquelets niedergeschossen oder auf eine noch grausamere Weise ermordet zu werden. Außer diesen Beschwerden hatte der Soldat mit Hunger und Krankheiten zu kämpfen, besonders unterlagen viele den letzteren, weil sie an das abwechselnde Klima, an die heißen Tage und die sehr kalten Nächte, nicht gewöhnt waren.

Da wir so eilig als möglich vorwärts zogen, so erreichten wir schon nach einigen Tagen Barcellona, wo wir erfuhren, daß unser Regiment an einem drei Tagemärsche von hier entferntem Orte, in der Nähe von Tortosa, stand. Das uns begleitende Bataillon marche wurde hier aufgelöset und die Soldaten, aus denen es bestand, wurden zu ihren Regimentern abgesandt; wir aber wurden in eine Caserne in der Nähe des Hafens gelegt, weil wir zur Verstärkung der durch den Abmarsch mehrerer Truppen bedeutend ge-

schwächten Besatzung bestimmt waren. Die Festungswerke von Barcellona sind sehr groß und weitläuftig und erfordern deshalb eine sehr zahlreiche Mannschaft, ohne welche sich diese Festung nicht lange vertheidigen kann.

In unserm letzten Nachtlager, wo wir übrigens, wie gewöhnlich, seit wir uns in Spanien befanden, nicht einquartirt wurden, erlebte ich einen Vorfall, durch den ich einen ziemlich deutlichen Begriff von den guten Gesinnungen der Spanier gegen die Franzosen bekam. Mehrere meiner Kameraden, die aus ihren frühern Feldzügen an das Marodiren gewöhnt waren, hatten sich während der Nacht heimlich entfernt, in der Hoffnung, irgend etwas plündern zu können; nach Mitternacht kehrten sie glücklich zurück und brachten zwei Miquelets oder spanische Bergjäger mit, die sie auf ihrem Streifzuge eingefangen hatten. Sie meldeten sich sogleich bei unserm Commandanten, der die beiden Gefangenen vor sich kommen ließ und sie zuerst, gegen die gewöhnliche Sitte, sehr mild behandelte, ihnen sogar Freiheit versprach, wenn sie angeloben wollten, nie wieder die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen, sondern ruhig in ihrer Heimath zu leben.

Da sie auf diesen so gütigen Antrag sehr unbestimmt und durch Ausflüchte antworteten, so befahl der Commandant, sie hinwegzuführen und in Gewahrsam zu bringen. In der Thüre des Zimmers zog der eine dieser Gefangenen ein Messer, das er unter seiner Kleidung verborgen hatte, hervor und stieß es rasch dem ihm zunächst stehenden Franzosen in den Leib; dieser schrie laut auf und stürzte nieder, worauf die Anwesenden natürlich über die beiden Schurken herfielen und sich nach langem Kampfe ihrer bemächtigten. Man befragte sie, was sie denn zu dieser schändlichen That bewogen hätte? Sie erwiederten: „vincer o morir! (Sieg oder Tod!) ist unsere Losung; sättigt jetzt nur Eure Wuth an uns; aber seid überzeugt, daß die Rache nicht lange zögern wird; hinter jedem Baume, in jeder Bergschlucht, allenthalben, wo Ihr nur hingelangt, sind unsere Landsleute bereit, Euch den martervollsten Tod sterben zu lassen und Alle werden nicht eher ruhen, als bis der letzte Franzose vertilgt und Spaniens Boden von unsern Feinden gereinigt ist. Wir fürchten den Tod nicht, und nur darum wünschten wir länger zu leben, um noch viele von Euch zu opfern, für welche Thaten uns der Himmel, nach dem

Ausspruche unserer heiligen Kirche, reichlich belohnen wird." Bei einer solchen, aus religiösem Fanatismus entstandenen und genährten Verachtuug des Lebens, war es wohl kein Wunder, daß selbst Napoleon mit seinen geübten, sieggewohnten Truppen über dieses Volk nicht Herr werden konnte. Die beiden Gefangenen wurden nun ohne weitere Zögerung hinter das Haus geführt und dort von sechs Unteroffizieren erschossen.

Fünf Monate lang hatten wir das Glück oder vielmehr das Unglück zu der Besatzung von Barcellona zu gehören, wo wir einen sehr beschwerlichen Dienst hatten, den wir gern mit dem Felddienste vertauscht hätten. Oft vergingen ganze Wochen, ohne daß wir auch nur eine Nacht auf unserm erbärmlichen, vom Ungeziefer wimmelndem Strohsacke schlafen durften; denn auch, wenn wir nicht im Dienste waren, mußte doch immer die Hälfte des Bataillons angekleidet unter den Waffen bleiben, um im Fall der Noth schlagfertig zu sein. Die Lebensmittel, welche wir erhielten, waren keineswegs geeignet, uns zu diesen Beschwerden zu stärken, sondern so schlecht, daß sie nur einem sehr hungrigen Magen mundeten. Das Brot war in

der Regel in einem mit Rinds- oder Pferdemiste geheizten Ofen gebacken, wovon es den widerlichsten Geschmack erhielt; der Wein war schlecht, nicht selten zur Hälfte mit Wasser vermischt, und wie oft mag man uns statt des Rindfleisches ein Stück von einem alten, abgelebten Esel vorgesetzt haben, die in Spanien sehr häufig sind und damals zur Nahrung für die so gehaßten Franzosen benutzt wurden.

Wir befanden uns fortwährend in einer Art von Blokadezustand; denn die Engländer kreuzten beständig vor dem Hafen und kaperten fast alle uns befreundeten Schiffe weg, so daß es nur äußerst selten einem Fahrzeuge gelang, ihre Wachsamkeit zu täuschen und sich in den Hafen einzuschleichen. Von der Landseite bedrohten uns die Guerillas, die sich täglich in mehr oder weniger zahlreichen Haufen bis dicht an die Stadt wagten, uns verhöhnten und die auf dem Walle stehenden Franzosen mit den verächtlichsten, spanischen Schimpfworten, besonders mit Gabacho (Eselsfresser), beehrten, ja zuweilen nach ihnen schossen. Von Zeit zu Zeit, besonders wenn sie keck wurden, rückte eine Abtheilung Reiterei gegen sie aus, bei deren Erscheinung sie wie Spreu nach allen Seiten zerstoben,

und nicht eher standen, bis sie Punkte erreicht hatten, von wo aus sie, ohne selbst der Gefahr ausgesetzt zu sein, die sie verfolgenden Reiter von den Pferden schießen konnten. Diese Neckereien kamen so oft vor, daß sie endlich von uns gar nicht mehr beachtet wurden.

Barcellona, der erste Ort, an welchem ich mich seit meinem dritten Eintritt in den französischen Dienst, längere Zeit aufgehalten habe, ist eine der größten Städte Spaniens und zählt gegen 120,000 Einwohner. Sie gewährt einen sehr schönen Anblick, indem sie wie ein Amphitheater in einer von Bergen umgrenzten Ebene liegt; sie enthält viele große Plätze und einige schöne Straßen, doch sind die meisten eng und winkelich, auch mangelt es hier, wie in allen spanischen Städten, die ich gesehen habe, sehr an der nöthigen Reinlichkeit. Ein schöner, breiter Wall, der zugleich als Spaziergang benutzt wird, umgiebt die weitläuftige Stadt, die außerdem noch durch das auf dem Vorgebirge Montjui gelegene Castell gleiches Namens vertheidigt wird. Die Einwohner waren, mit Ausnahme der Franzosen, die sich, nebst vielen andern Ausländern, unter dem Schutze ihrer Landsleute hier aufhielten und einen bedeutenden Handel trieben,

sehr feindlich gegen uns gesinnt, und mancher Soldat, der sich gelüsten ließ, in der Dunkelheit der Nacht auf galante Abentheuer auszugehen, wurde von ihnen ermordet. Wenn die Thäter entdeckt wurden, was aber nur äußerst selten der Fall war, so erwartete sie die strengste Strafe; aber diese Strenge wirkte keineswegs abschreckend, sondern diese Mordthaten wurden immer häufiger. Die Guerillas, die gefangen eingebracht wurden, starben fast alle am Galgen oder durch die Kugel. Die letztern Executionen wurden auf einem großen Platze in der Stadt vorgenommen, der jedes Mal von Spaniern wimmelte, denen man den innern Grimm und die verbissene Wuth deutlich ansah; aber offene Feindseligkeiten erlaubten sie sich doch nicht. Die Priester, welche diese Gefangenen zum Tode geleiteten, bewiesen dabei die größte Unerschrockenheit, oft standen sie noch dicht neben ihnen und versprachen ihnen den besten Platz im Himmel, wenn die dazu beorderte Mannschaft schon Feuer gab.

Trotz des allgemeinen Hasses gegen die Franzosen, der in seinem Vereine mit dem religiösen Fanatismus uns so gefährlich war, gab es doch räudige Schaafe, die ihr Vaterland und ihre Landsleute um

schnödes Gold verriethen. Zahlreiche spanische Kundschafter standen im Solde der Franzosen, und mehrere besaßen so viel Gewandheit, daß sie beiden Partheien dienten und sich von beiden bezahlen ließen. Eines Tages wurde ein solcher Schurke eingebracht, der nicht weniger als 21 Pässe bei sich führte, die ihm als Kundschafter sowohl von französischen als spanischen Behörden ausgestellt worden waren. Da er völlig überführt war, so leugnete er seine Verrätherei nicht, und ergab sich ziemlich ruhig in seine Strafe, die an dem nächsten Baume an ihm vollzogen wurde.

Die Bewohner der Provinz Catalonien, in welcher Barcellona liegt, sind ein kräftiger Menschenschlag und wohl die lebendigsten Spanier; gegen ihre Freunde beweisen sie Treue und Edelmuth, ihre Feinde aber hassen sie unversöhnlich, und nur Blut kann ihre Rache sättigen, doch gehen sie dabei ehr offen als hinterlistig zu Werke. Gegen die Franzosen, die sie nicht nur als Feinde, sondern auch als Unterdrücker ansahen, waren sie doppelt erbittert, und jeder einzelne, der in ihre Hände gerieth, fiel als Opfer ihrer Wuth; oft ermordeten sie Franzosen, die eben erst nach Spanien gekommen waren und noch keinen der

Ihrigen beleidigt hatten, unter den schrecklichsten Martern.

Nahe bei unserer Caserne lag ein Kaffeehaus, in welchem auch Wein geschenkt wurde, und das meine Kameraden häufig besuchten; auch ich fand mich zuweilen dort ein, um ein Quartet (Nösel) Wein zu trinken, weil man hier immer eine heitere Gesellschaft und die meisten französischen Zeitungen fand. Der Wirth war zwar ein Spanier, aber, wie alle Wirthe, zum Dienste eines jeden Gastes bereit, der Geld in der Tasche hatte. Aus den Fenstern dieses Hauses hatte man eine herrliche Aussicht auf den Hafen und auf einen schönen Spaziergang, der besonders von den Frauenzimmern Barcellonas besucht wurde. Oft betrachtete ich von hieraus mit großem Wohlgefallen die Frauen der höhern, wie der niedern Stände, die in ihrem besten Staate auf der Promenade erschienen, und mancher feurige Blick blitzte unter der Mantilla auf die kräftigen, französischen Krieger. Die spanischen Frauen stehen zwar, was die Frische anbetrifft, den deutschen und französischen sehr nach; aber dafür zeichnen sie sich durch andere Reize aus, besonders durch ihre feurigen schwarzen Augen und ihre feine weiße Haut, die

sie ihrem eingezogenen Leben und dem sie auf der Straße beständig verhüllenden Schleier verdanken. Rücksichtlich ihrer Neigung zu dem männlichen Geschlechte, sind sie eben so gut Eva's Töchter, wie die deutschen und französischen Frauen; aber zufolge des heißern Himmelsstrichs sind ihre Leidenschaften heftiger.

Als ich eines Abends vor diesem Kaffeehause saß, meine Cigarre rauchte und mir die schöne Welt besah, näherte sich mir ein altes Mütterchen und sagte: „Hast Du Zeit?" Alte Hexe, erwiederte ich, was habe ich mit Dir zu schaffen, packe Dich zum Henker. „No, no," sagte sie, „komm nur mit mir, es wünscht Dich jemand zu sprechen." Da ihr Aeußeres nichts weniger als einladend war, so hatte ich nicht die mindeste Lust ihr zu folgen und warf ihr einen Blick zu, der meine Abneigung deutlich genug zu erkennen gab. Sie schien zwar erschrocken, ließ aber doch nicht von mir ab, und sagte: „Ei, mein Herr, wer wird gleich so böse sein, ich habe Euch nicht nur etwas zu sagen, sondern auch einen Brief zu übergeben." Ich nahm den Brief, erbrach ihn und fand eine Einladung zu einer Dame, die aber in so schlechtem französisch ge-

schrieben war, daß ich sie kaum entziffern konnte; ich sollte mich gegen 9 Uhr an dem nach Barcellonette führenden Thore einfinden, wo ich die Alte antreffen und von ihr an den Ort meiner Bestimmung geleitet werden würde. Diese unerwartete Einladung überraschte mich sehr und ich wußte lange nicht, ob ich sie annehmen oder ausschlagen sollte. Ich gestehe übrigens, daß sie meiner Eitelkeit schmeichelte, und da ich damals ein junger, wohlgewachsener, von Kraft und Gesundheit strotzender Mann war, so fand ich es ganz natürlich, daß irgend eine schöne Spanierin die Augen auf mich geworfen hatte.

Noch unentschlossen kehre ich in die Caserne zurück und zog hier zwei bewährte Freunde, einen aus Lothringen gebürtigen Corporal, Namens Freitag, und einen Voltigeur, der ein geborner Franzose war, zu Rathe. Beide riefen aus: „nur Muth gefaßt, Kamerad, bei einem solchen Abentheuere ist manchmal viel zu verdienen, zu Deiner größern Sicherheit aber wollen wir Dich begleiten und auf den Weg Acht haben, den man Dich führen wird, aus der Stadt darfst Du Dich freilich nicht locken lassen; aber wenn die Alte Dich zum Thore hinausführen will, so kannst Du sie

auf der Stelle fest nehmen und wir werden immer in der Nähe zu Deiner Hülfe bereit sein." Wir gingen zusammen nach dem Kaffeehause, wo wir einige Flaschen Alikante tranken und die Sache ausführlich besprachen. Ich wendete besonders gegen die Ausführung unseres Planes ein, daß wir, wenn wir Abends bei dem letzten Verlesen fehlten, ohne Zweifel als Deserteure angezeigt werden würden; aber der Corporal erwiederte: „dafür will ich sorgen, ich bin mit dem Sergeantmajor so gut bekannt, daß ich leicht den nöthigen Urlaub auswirken kann." Er entfernte sich auf der Stelle und kam bald mit der Nachricht zurück, daß alles besorgt sei, und wir in dieser Hinsicht nichts zu fürchten hätten; „aber," fügte er hinzu, „den Gewinn mußt Du redlich mit uns theilen." Ich versprach mit Hand und Mund alles, was mir dies Abentheuer eintragen würde, mit ihnen zu theilen. Da die bestimmte Stunde nahe war, so kehrten wir in die Caserne zurück, bewaffneten uns mit unsern Säbeln und begaben uns an die mir bezeichnete Stelle.

Schon hatte es 3/4 auf 9 geschlagen; aber noch ließ sich die Alte nicht blicken; ungeduldig sahen wir nach allen Seiten und fürchteten fast, es sei eine bloße

Neckerei gewesen, als mit dem Schlage 9 Uhr eine in der Dunkelheit nicht deutlich erkennbare Gestalt auf mich zukam und mir durch das verabredete Zeichen bewies, daß sie mich abholen sollte. Nicht ohne einiges Herzklopfen folgte ich der Alten, es war dieselbe, welche mir den Brief überbracht hatte, durch mehrere enge Straßen, bis wir vor einer kleinen Thüre stehen blieben, die das Hinterpförtchen eines großen Hauses zu sein schien. Meine Führerin nies'te, die Thüre öffnete sich auf dies Zeichen, und wir traten in das Innere, wo ich jedoch, da ich nirgends ein Licht bemerkte, nicht das mindeste erkennen konnte. Die Thüre schloß sich hinter uns, und die Alte, die im Hause sehr bekannt zu sein schien, faßte mich am Arme und zog mich fort; bald gelangten wir zu einer Treppe, die wir erstiegen, und nachdem wir noch zehn Schritte etwa vorwärts gegangen waren, öffnete sich eine Thüre, die in ein Zimmer führte, das ebenfalls nicht erhellt war, aber doch durch ein über der Thür angebrachtes Fenster einiges Licht erhielt.

Hier stand ich ganz allein, und ich gestehe, daß ich jetzt meine Kühnheit herzlich bereuete und gern alle Aussichten auf die möglichen Vortheile gegen das sichere

Lager auf meinem Strohsacke in der Caserne vertauscht hätte; doch jetzt war keine Rückkehr möglich, und ich beschloß, im schlimmsten Falle mein Leben so theuer, als möglich zu verkaufen.

Nicht lange nachdem mich die Alte in das Zimmer geschoben hatte, öffnete sich eine Tapetenthür, aus der ein verschleiertes, schwarz gekleidetes Frauenzimmer trat, die mir mit der Hand winkte. Als ich ihr näher trat, deutete sie mir durch Zeichen an, daß ich ihr folgen möchte, was ich ohne Umstände that. Nach wenigen Schritten gelangten wir in eine Art Vorzimmer, dessen nach beiden Seiten geöffnete Thüren mir die Aussicht auf zwei sehr schöne Zimmer gewährten. Meine Führerin, wahrscheinlich eine Kammerjungfer, gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich hier meinen Capot, meinen Tschacko und meinen Säbel ablegen möchte; das erstere Verlangen erfüllte ich willig, aber den Säbel behielt ich, und deutete ihr ebenfalls durch Pantomime an, daß ich mich auf keinen Fall von diesem treuen Begleiter trennen würde. Als sie sah, daß ich mich durchaus nicht dazu bewegen ließ, bezeichnete sie mir mit der Hand das Zimmer, in welches ich eintreten sollte. Ich folgte ihrem Winke,

sie entfernte sich, und ich betrat ein Zimmer, das an Glanz und Pracht alles übertraf, was ich bis jetzt gesehen hatte. Während ich noch erstaunt um mich blickte und meine Augen an dem schönen Schauspiele weidete, erhob sich eine schwarz verschleierte, schön gewachsene Dame von dem Sopha, faßte mich bei der Hand und führte mich an dasselbe, wo ich mich neben ihr niedersetzen mußte.

Einige Zeit saßen wir stumm neben einander; dann brach meine Nachbarin das Schweigen und fragte mich in schlechtem Französisch, aus welcher Provinz Frankreichs ich gebürtig sei. „Madame," erwiederte ich, „ich bin kein geborner Franzose, sondern ein ehrlicher Deutscher, den sein widriges Schicksal in französische Dienste und so nach Spanien geführt hat." „Ihr seid wirklich ein Deutscher und kein Franzose?" rief sie aus. Als ich ihre Frage mit Nein beantwortete, erhob sie sich rasch, öffnete einen nahen Wandschrank und zeigte mir die Uniform eines spanischen Obersten. „Betrachtet diese Uniform," rief sie, „mein Mann trug sie 15 Jahre lang im Dienste seines Königs, bis er unter den mörderischen Streichen der schändlichen Franzosen fiel; 10 Leguas von hier fand

er seinen Tod mitten unter den Braven, die er befehligte; aber er ist nicht ungerächt geblieben, schon vier von Deinen Kameraden sind auf dieselbe Weise, wie Du, in mein Haus gelockt worden und hier als Sühnopfer gefallen; doch werde ich mit Dir eine Ausnahme machen, weil Du ein Deutscher bist und aus einem Lande stammst, dem meine eigenen Vorfahren angehören; aber in meiner Gewalt bleibst Du dennoch, und nie wirst Du zu Deinen Waffenbrüdern zurückkehren." Bei diesen Worten sprang ich auf und war im Begriff, meinen Säbel zu ziehen, um mich aus der Gewalt dieser gefährlichen Frau zu befreien; aber vier kräftige Männer, die mit langen Messern bewaffnet waren, stürzten plötzlich zur Thüre hinein und umringten mich mit drohenden Geberden. „Beruhige Dich, mein Freund," sagte sie, „jeder unbesonnene Widerstand würde Dein Schicksal verschlimmern und mich zwingen, auch gegen Dich strengere Maaßregeln zu ergreifen; übrigens verspreche ich Dir (dabei reichte sie mir ihre schöne, volle Hand), daß Dir in meinem Hause kein Haar gekrümmt werden soll, wenn Du Dich vernünftig beträgst."

Natürlich war mir bei der Sache nicht wohl zu

Muthe, aber es blieb mir nichts übrig, als mich gelassen in mein Schicksal zu ergeben. Sie gab den bewaffneten Spaniern einen Wink, sich zu entfernen, und sprach folgende Worte zu mir: „Meine Rache wird nicht eher befriedigt sein, als bis der letzte Franzose auf Spaniens Boden vertilgt worden ist, und es giebt für mich keinen höhern Genuß, als wenn ich zu ihrem Untergange beitragen und sie vor meinen Augen unter Qualen dahin sterben sehen kann; viel habe ich an ihnen zu rächen; denn sie ermordeten mir einen Gatten, einen zärtlich geliebten Sohn und schändeten meine Tochter. Das Gefecht, in welchem mein Gatte den Tod eines Helden starb, fiel in der Nähe eines Landsitzes vor, den ich mit meinen beiden Kindern bewohnte; mein Sohn, ein Knabe von 12 Jahren, war so schön und muthig, wie sein Vater, schon oft hatte er uns dringend gebeten, ihn mit in den heiligen Kampf gegen die Erbfeinde unseres Vaterlandes ziehen zu lassen, aber sein Vater verweigerte es wegen seiner zarten Jugend; meine Tochter, ein liebenswürdiges Mädchen von 16 Jahren, besaß alle Tugenden einer hochherzigen Spanierin, und beide geliebte Kinder verlor ich an jenem unglücklichen Tage. Ehe wir

uns durch die Flucht retten konnten, stürzten die blutgierigen Wüthriche in unsere friedliche Wohnung, plünderten, mißhandelten mich, schändeten meine Tochter, die in den Händen dieser Unmenschen ihren Geist aufgab, und mein Sohn, der mit kühnem Muthe die Mutter und Schwester schützen wollte, fiel von ihren Bajonetten durchbohrt. Seit jenem Tage biete ich Alles auf, um so Viele von dieser Rotte zu tödten, als mir möglich ist, und nur Deine Abkunft rettet Dir das Leben."

Jetzt sahe ich nur zu gut ein, daß nicht mein frisches, kräftiges Aussehen mir diese angenehme Bekanntschaft verschafft hatte, und gerne hätte ich, meinem Versprechen gemäß, alles was mir widerfuhr mit meinen beiden Kameraden getheilt; doch hoffte ich noch immer, die Dame werde mich endlich mit heiler Haut in meine Caserne zurückkehren lassen. Noch lange mußte ich geduldig ihre bittern Schmähungen über die erlittene Schmach und über die Franzosen anhören, bis sie endlich ihre Kammerjungfer herbeirief und ihr befahl, mir einige Erfrischungen zu reichen. Mehrere Flaschen auserlesenen Weins und köstliches Backwerk wurden mir vorgesetzt, und die Dame

forderte mich auf, ohne Umstände zuzulangen, was ich auch that, aber mehr um ihr Verlangen zu erfüllen; denn in der Angst, in der ich mich befand, wollte es mir nicht recht schmecken. Endlich faßte ich Muth und fragte, ob es mir nun vergönnt sei, mich zu entfernen. „Aus diesem Hause führt Euch der Weg nur in die Reihen meiner tapfern Landsleute, die ihr Vaterland gegen ihre Unterjocher vertheidigen; in Tarragona bedarf man jetzt der Vertheidiger, und als Deutscher wirst Du gewiß mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen, um die Unterdrücker Deines eigenen Vaterlandes, vereint mit den Spaniern, zu vertilgen. Iß und trink nur ruhig; aber sei überzeugt, daß Du ganz in meiner Gewalt bist, und ehe eine Stunde vergeht, hast Du entweder dem rechtmäßigen Könige von Spanien, Ferdinand VII., und der Generaljunta von Catalonien den Eid der Treue geleistet, oder Du bist nicht mehr."

Wie vom Donner gerührt saß ich da und sah die Dame eine lange Zeit starr an, ohne ihr ein Wort erwiedern zu können, endlich sagte ich: „niemals werde ich dem Könige von Spanien Treue schwören, was für ein Schicksal mich auch erwarten mag." „Bedenkt

wohl, was Ihr thut," entgegnete sie ruhig, „noch habt Ihr die Wahl zwischen dem Tode und dem Leben, es bedarf nur eines Winkes von mir, um Euch aus der Welt zu schaffen; aber ich will Euch wohl und deshalb rathe ich Euch nochmals, der Vernunft und meinen Worten Gehör zu geben."

Nach kurzer Ueberlegung sah ich ein, daß es doch wohl am besten sein möchte, wenn ich mich den Willen der Dame, in deren Gewalt ich mich nun einmal befand, ergab. Ich erklärte mich also bereit, alle ihre Befehle zu erfüllen, worauf sie mich fragte, ob ich ein Christ (das heißt ein Katholik) sei; unwillkührlich antwortete ich: „Ja," worauf sie durch einen leisen Tritt auf den Fußboden ein Zeichen gab. Es erschien ein schöner, junger Mann in einem gelben Reiteranzuge, mit einem Casquet auf dem Kopfe; er holte ein schön gearbeitetes, silbernes Crucifix aus einem zierlichen Glasschränkchen hervor und befahl mir, den Eid der Treue, den er mir spanisch vorsagen würde, laut nachzusprechen. Ich verstand fast kein Wort von der ganzen Eidesformel; aber ich schwur, und nach dem geleisteten Eide nannte mich der Spanier: „Kamerad," und die Dame: „Amico." „Jetzt," sagte sie,

„gehörst Du zu den Unsrigen, und in wenig Stunden befindest Du Dich schon fern von Barcellonas Mauern auf dem Wege nach Tarragona, daß jetzt eben von dem General Suchetto mit einer starken Armee bedroht wird; aber unsere tapfern Landsleute und unsere Freunde, die Engländer, werden ihm schon die Lust zu einer förmlichen Belagerung vertreiben. Uebrigens will ich Dir noch bemerken, daß Du keineswegs denken darfst, ich wüßte nicht, daß Dich zwei Deiner Kameraden bis an mein Haus begleitet hätten, ich bin davon sehr wohl unterrichtet und die mir ergebenen Leute, deren mehr als 100 mir zu Gebote stehen, haben schon dafür gesorgt, daß sie mich nicht verrathen werden; schon jetzt liegen ihre Leichname in einem der Kanäle Barcellonas, wo sie den Ratten zum Mahle dienen werden."

Mir wurde in der Nähe dieses blutdürstigen Weibes ganz unheimlich, und nur, um mich von ihrem Anblicke zu befreien, erklärte ich, daß ich bereit wäre, ihrem Befehle gemäß, nach Tarragona abzureisen. Man brachte mich in ein Nebenzimmer, wo ich einen vollständigen catalonischen Bauernanzug fand, den ich anlegen sollte. Ich wollte mich anfangs durchaus

nicht dazu verstehen und sträubte mich auf alle Weise; aber die Dame erschien, zog die Stirn in finstere Falten, und so entschloß ich mich denn zur Umkleidung. In kurzer Zeit stand ich völlig reisefertig als catalonischer Bauer da; ich trug ein Paar kurze, weiße Beinkleider, Strümpfe, die keine Füße hatten, ein Paar aus Schilf geflochtene Schuhe, ein kurzes, braunes Jäckchen und eine rothe wollene Mütze, dazu erhielt ich noch eine wollene Decke, die zum Schutz gegen Wind und Wetter diente und in der Mitte mit einem Loche versehen war, durch welches man den Kopf steckte. In dieser Tracht wurde ich der Dame nochmals vorgestellt, sie wünschte mir eine glückliche Reise und fügte die Versicherung hinzu, daß in der nächsten Nacht einer meiner Kameraden um so gewisser als Opfer ihrer Rache fallen werde, da sie mir heute das Leben geschenkt habe; „denn," sagte sie, „auf die Eitelkeit und Sinnlichkeit Deiner Kameraden kann ich mit großer Sicherheit rechnen, gewiß wird noch mancher in meine Falle gehen und statt einer liebedurstigen Spanierin, deren es, zur Schande meines Geschlechts, leider hier giebt, den Tod finden." Diese letztere Bemerkung war nur zu wahr,

und wenn diese Mördergrube nicht durch Zufall entdeckt worden ist, so fürchte ich, daß diese rachsüchtige Frau noch viele Franzosen hat ermorden lassen.

Man öffnete mir eine Tapetenthür, ich empfahl mich und befand mich plötzlich unter einigen 20 Miquelets, die sämmtlich mit langen Flinten, Dolchen, zum Theil auch noch mit Pistolen bewaffnet waren. Nachdem mir alle freundlich die Hand gereicht und mich als neuen Kameraden begrüßt hatten, übergaben sie mir einen ledernen Gürtel, an welchem sich eine mit Patronen gefüllte Patrontasche befand, eine lange Flinte und ein großes Messer, das sich einschlagen ließ, aber mit einer Feder versehen war, um nöthigenfalls als Dolch benutzt werden zu können. Mit diesen Messern, die mittelst eines 8 bis 10 Ellen langen Riemen an dem Gürtel befestigt sind, wissen die Catalonier, wie auch die Bewohner mehrerer andern spanischen Provinzen, sehr geschickt umzugehen, besonders sind sie im Werfen dieser Messer so geübt, daß sie ihr Ziel seltener fehlen, als mancher guter Schütze mit einem Schießgewehr.

Ich stieg nun mit meinen neuen Kriegskameraden eine durch den matten Schein einer Lampe erleuch-

tete Wendeltreppe hinab, die nach einem andern Theile des Hauses führte, als den ich gekommen war, dann kamen wir auf eine Terrasse und von dieser in ein kleines, zierliches Hausgärtchen, wo wir einen Spanier trafen, der meldete, daß alles sicher wäre. Ein kleines, in der Mauer angebrachtes Pförtchen brachte uns auf die Straße, geräuschlos eilten wir dem Hafen zu, bestiegen ungehindert ein bereit liegendes Boot und glitten mit leisen Ruderschlägen an Barcellonette und dem Castel Montjui, das diesen Theil des Hafens beherrscht, unbemerkt vorüber und auf der spiegelglatten Meeresfläche dahin. Nach einer Stunde, während welcher wir immer dicht an der Küste blieben, aber keinen Laut von uns gaben, waren wir weit von Barcellona und wurden von unserem Fuhrmanne, dem jede Stelle des Ufers bekannt zu sein schien, ans Land gesetzt, worauf er uns eine glückliche Reise wünschte und mit seinem Boot zurückkehrte.

Sechstes Kapitel.

Marsch durch die Gebirge nach einem Franziskaner-Kloster. — Gute Aufnahme daselbst. — Abmarsch in Begleitung eines für die Spanier bestimmten Transports von Lebensmitteln. — Gefecht in einem nahe bei unserem Nachtlager liegenden Dorfe. — Ermordung der Gefangenen. — Nächtlicher Marsch nach Barbastro zu. — Trennung von dem Transport. — Ankunft zu Tortosa.

Sobald wir das Land betreten hatten, rief unser Anführer: „vorwärts, Kinder!" und rasch ging es querfeldein nach den Gebirgen zu. Je weiter wir uns von Barcellona entfernten, desto ebener wurde die Gegend; zwar bemerkten wir noch hie und da Gebirge, aber überall war das Land angebaut und wir fanden so wenig Hindernisse, daß wir mehr liefen, als gin-

gen, was auch nöthig war, um so bald als möglich aus der Nähe der großen französischen Militärstraße zu kommen, die über Villafranca führte. Ueberall, wo wir spanische Landleute trafen, begrüßte man uns mit dem Geschrei: vivan los nuestros! (es leben die Unsrigen!) und allenthalben waren meine Begleiter bekannt, man rief ihnen zu: „wie geht es, Don Juan, Don Martin, was machen die Gabachos in Barcellona, habt Ihr sie noch nicht alle ermordet? u. s. w.“ Dabei bewirthete man uns aller Orten mit dem Besten, was man nur auftreiben konnte, doch sagte mir die spanische Kost, an die ich noch nicht gewöhnt war, wenig zu, besser behagte mir der gute Wein, besonders nachdem ich mit der hier gebräuchlichen Art, ihn zu trinken, bekannt geworden war. Man bedient sich nämlich in Catalonien statt der Gläser kleiner mit einem langen Rohre versehenen Fläschchen, aus denen man den Wein in den Mund laufen läßt; da ich in dieser Kunst noch ganz unerfahren war, so benahm ich mich anfangs sehr ungeschickt und wurde von meinen Gefährten oft ausgelacht, wenn ich den Wein auf meine Kleider statt in meinen Mund fließen ließ; aber bald machte ich mich mit dem Gebrauche dieser Fläsch-

chen bekannt und ließ mir den guten Wein vortrefflich schmecken. Die Catalonier sind in dieser Art zu trinken sehr geübt, so gießen sie z. B. den Wein aus der Flasche in die Augenhöhlen und lassen ihn von da in den Mund rinnen, ohne daß auch nur ein Tropfen verloren geht; nicht selten stellt man Wetten über solche Kunststücke an und streitet sich heftig um die Meisterschaft.

Am andern Morgen gegen 10 Uhr etwa erreichten wir ein Franziskaner-Kloster, das von einigen Bauerhütten umgeben war, deren Bewohner sich sogleich um uns versammelten und sich nach Neuigkeiten aus Barcellona erkundigten. Da mir die spanische Sprache noch sehr fremd war, so verstand ich fast nichts von ihrem catalonischen Kauderwelsch, doch bemerkte ich, daß auch von mir die Rede war, und das dabei oft der Name Donna Ginta genannt wurde, wahrscheinlich hieß die Dame so, die mich in ihr Netz gelockt hatte.

Die Mönche erschienen ebenfalls und ladeten uns freundlich ein, in das Kloster zu kommen, um ein gutes Mittagsmahl zu verzehren, das für uns bereitet wäre. Wir folgten ihnen in eine Art Küche, wo

ich mich aber vergebens nach einem gedeckten Tische umsah; jeder von uns erhielt eine kleine Schüssel mit Bohnen, die vortrefflich schmeckten, ein großes Stück Speck und Wein, so viel er trinken wollte. Als wir unsern Hunger gestillt hatten, wurden wir in die Kirche geführt, um unser Gebet zu verrichten; zu meinem Glücke hatte ich, während meines langen Aufenthaltes in Barcellona, die Gebräuche der katholischen Kirche oft genug mit angesehen, um sie nachmachen zu können, sonst würde es mir wahrscheinlich nicht gut ergangen sein. Rechts an einem Pfeiler am Eingange der Kirche befand sich das Weihwasser in einem großen, ausgehöhlten Steine; wie meine Kameraden, so trat auch ich mit andächtiger Miene an den Stein, benetzte meine Finger mit dem Wasser und bekreuzte mich vom Kopfe bis zu den Füßen; dann knieten wir nieder, hörten mit gesenktem Haupte die Messe an, und als die Klingel, zum Zeichen, daß das Allerheiligste erschien, sich hören ließ, küßte ich den Boden und zerschlug mir die Brust so gewaltig, daß ich aller Augen auf mich zog; aber auch nun für den besten Christen galt, was mir die Zuneigung meiner Gefährten verschaffte.

Nach geendigter Messe erhielt unser Anführer von den Mönchen Briefe an den spanischen General Villa Campo, der damals mit einem ziemlich zahlreichen Heere in der Gegend von Tortosa und Tarragona stand. Eben wollten wir aufbrechen, um uns nach den Gebirgen zu wenden, als wir in geringer Entfernung eine Menge Maulthiere, unter militärischer Begleitung, auf das Kloster zukommen sahen. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein Transport von englischer Munition und von Lebensmitteln war, die von der Küste kamen und durch die Gebirge nach Arragonien zogen, um die dort stehenden spanischen Truppen mit diesen nöthigen Artikeln zu versehen. Der die Bedeckung commandirende Offizier ersuchte unsern Anführer, ihn zu begleiten, wozu sich dieser sogleich bereit erklärte; denn wir hatten durchaus keine feste Bestimmung und keinen andern Zweck, als den, zu den spanischen Truppen zu stoßen.

Die zur Begleitung des Transports bestimmten Soldaten, hatten nicht das mindeste militärische Ansehen, alle trugen wenigstens einen Theil ihrer bürgerlichen Kleider noch und von Montirungsstücken nur das, was sie sich zufällig angeeignet hatten, z. B. ei-

ner einen Hut, der andere eine Jacke, der dritte ein Paar Soldaten-Kamaschen u. s. w. Sie stellten sich aber sehr muthig, jeden Augenblick kamen die Worte Franceses und Gabachos in ihren Reden vor, und dabei schnitten sie Gesichter, als wenn sie nichts thäten, als Franzosen abschlachten. Der ganze Zug war übrigens lustig und guter Dinge, und den Weinschläuchen, mit welchen die Maulthiere zum Theil beladen waren, wurde wacker zugesetzt.

Nach einem sehr beschwerlichen Marsche von wenigstens 8 Leguas, gelangten wir auf rauhen, unwegsamen Pfaden in ein Thal, wo wir bei einem kleinen Dorfe, Namens Roqua Mora, unser Nachtlager aufschlugen. Die Maulthiertreiber brachten ihre Thiere auf eine Wiese, die von einer aus übereinander gelegten Steinen gebildeten Mauer umgeben war, befreiten sie von ihrer Last, fesselten sie mittelst einer kleinen Kette an beiden Vorderfüßen, so daß sie bei jedem Schritte eine springende Bewegung machen mußten, bedeckten sie mit alten Decken und hingen einem jeden Maulthiere einen mit Gerste und Stroh gefüllten Sack um dem Kopf, worauf sie die Thiere einstweilen sich selbst überließen. Nachdem die Maulthiere besorgt

waren, dachten ihre Herren an ihr eigenes Abendessen, ein jeder öffnete seinen Sack und packte die darin befindlichen Lebensmittel, bestehend in Schaaffleisch, Brot, Reis, Knoblauch, Zwiebeln, spanischen Pfeffer u. dergl., aus. Vier bis sechs Mann bereiteten ihre Mahlzeit zusammen in kleinen kupfernen Kesseln, die sie bei sich führten, und als die Gerichte gar gekocht waren, setzte man sich zur Tafel. Das in kleinen Stücken geschnittene Fleisch wurde ohne Messer und Gabel aus dem Kessel herausgelangt, und mit kleinen Stückchen Brot, die man mit den Fingern in die, vorzüglich aus rothem Pfeffer und Knoblauch bestehende, Brühe tauchte, wohlgemuth verzehrt. Während dieses Mahls, das in einem großen Kreise auf der Wiese verzehrt wurde, ging ein kleines mit Wein gefülltes Ziegenfell fleißig herum. Nach aufgehobener Tafel tränkten die Maulthiertreiber ihre Thiere, zündeten dann ihre Cigarros an und erzählten einander vielerlei, wovon ich aber keine Sylbe verstand.

Auch mein Magen erinnerte mich, daß es Essenszeit sei, aber es hielt schwer, ihn zu befriedigen; denn meine spanischen Kameraden hatten aus dem Dorfe trockenen Stockfisch erhalten, der in Baumöl gebraten

wurde, und dazu aß man Pferdebohnen, welche Speisen keineswegs nach meinem Geschmacke waren. Es blieb mir also nichts übrig, als mich mit dem vortrefflichen Brote und Wein, den wir erhalten hatten, zu begnügen.

Als die Nacht hereinbrach, empfand ich, wie nützlich die Decke war, die man mir in Barcellona gegeben hatte; denn die Nächte in Spanien sind wegen ihrer Kälte und wegen des häufigen Thaues der Gesundheit sehr schädlich. Die ermüdeten Maulthiere ruhten in unserer Nähe, ihre Herren bedienten sich der Saumsättel statt der Kopfkissen, zogen ihre castilischen Corras oder Mützen über den Kopf, deckten sich mit ihren Mänteln zu und fielen, nachdem sie noch einige Zeit mit einander geplaudert hatten, in einen festen Schlaf.

Die Wiese, auf der wir campirten, lag etwas höher, als das Dorf, so daß wir die Aussicht auf eine weite, allem Anscheine nach fruchtbare Ebene hatten. Als die Nacht hereingebrochen war, sahen wir auf dieser Ebene eine zahllose Menge Wachfeuer; da ich nach diesen Feuern blickte, sagte ein Spanier zu mir: „Gabachos," und zählte dabei an den Fingern, um

mir verständlich zu machen, wie viel tausend Franzosen dort lägen. „No importa" (das hat nichts zu bedeuten), fügte er hinzu, „General Blake und Villa Campo," dabei legte er sich nieder, als wenn er im Schlafe überfallen würde, „matar" (tödten, morden).

In unserm Lager ging man übrigens mit großer Vorsicht zu Werke; an allen Seiten und Zugängen hatte man Wachen ausgestellt, und noch ehe es dunkel wurde, waren alle Feuer ausgelöscht, so daß niemand aus der Ferne etwas von uns bemerken konnte. Meine neuen Kameraden behielten mich immer im Auge und unter einer, zwar nicht sehr bemerkbaren, aber doch strengen Aufsicht; sie hatten sich nach Sonnenuntergang um mich herum gelagert und waren jetzt fast alle entschlafen. Die Nacht war zwar dunkel, aber schön, und die ganze Gegend so ruhig, daß man auch das geringste Geräusch wahrnehmen konnte. Ich hatte mich fest in meine Decke gewickelt und blickte starr in die Nacht hinein, in ernste Gedanken über meine Vergangenheit und über das, was mir in der Zukunft noch bevorstehen würde, versunken. Ermüdet von der Hitze des vorigen Tages, wie von dem beschwerlichen Marsche, hatte auch mich endlich der Schlaf über-

mannt und, alle meine Leiden vergessend, war ich sanft entschlummert.

Plötzlich fielen mehrere Schüsse; ich sprang auf, rieb mir den Schlaf aus den Augen und erblickte rund um mich herum Alles in lebhafter Bewegung. Die Maulthiertreiber riefen: „los Franceses!" und sprangen nach ihren Thieren, um sie zu entfesseln und zu beladen. Im Dorfe war ein fürchterlicher Lärm, man hörte viele Stimmen durch einander, es fiel Schuß auf Schuß; aber bis zu uns herauf drangen die Franzosen nicht, so sehnlich ich es auch wünschte. Die Spanier waren sämmtlich, bis auf einige wenige, die mich bewachten, dem Kampfplatze zugeeilt. Nach einer halben Stunde etwa wurde es still, man hörte nur einzelne Schüsse in der Ferne und in der Nähe das Gewimmer der Verwundeten, endlich kamen mehrere Spanier zurück und erzählten den zur Flucht bereit stehenden Maulthiertreibern, was vorgefallen war, wovon ich jedoch weiter nichts verstand, als daß die Franzosen im Dorfe gewesen und daraus vertrieben worden waren. Daß das Gefecht zum Nachtheil der Franzosen ausgefallen war, ergab sich daraus, daß man kurz darauf vier gefangene, französische Gre-

nadiere vom 116ten Regimente im Triumpfe geschleppt brachte, die alle mehr oder weniger schwer verwundet waren. Jetzt begann ein Schauspiel, dessen ich mich noch mit lebhaftem Entsetzen erinnere. Alle hier versammelten Spanier, die ich, so lange ich bei ihnen war, blos friedlich, lustig und verträglich gesehen hatte, erhoben jetzt ein fürchterliches Geschrei. „Matamos los Gabachos, matamos," erscholl es aus aller Munde und von allen Seiten blinkten Messer, um die Franzosen abzuschlachten. Die unglücklichen Schlachtopfer lagen an der Erde und baten flehentlich um Gnade, aber vergebens; alle Anwesenden fielen über sie her und stachen so lange auf sie, bis sie unter dem fürchterlichsten Geschrei ihren Geist aufgegeben hatten. Auch jetzt war die Wuth dieser blutgierigen Menschen noch nicht gestillt, sie schnitten die Glieder der Ermordeten ab und warfen sie von einer Stelle zur andern, dann setzten sie sich ruhig nieder und erwarteten die Befehle des die Escorte commandirenden Offiziers, der von der Verfolgung der Franzosen noch nicht zurückgekehrt war.

Kurz darauf erschien dieser Offizier mit seinen Leuten, und seine erste Frage war nach den Gefange-

nen. „Sie sind ermordet!" riefen die Unmenschen. Zur Ehre des Offiziers muß ich bemerken, daß er an dieser Grausamkeit nicht den geringsten Antheil hatte, und daß er sie wahrscheinlich, wenn er zugegen gewesen wäre, verhindert haben würde; aber die Manns-zucht war unter diesen Truppen so schlecht, daß er es nicht wagen durfte, diese That zu bestrafen, wenn er sich nicht selbst der Gefahr aussetzen wollte; seine Leute würden ihn für einen Freund der Franzosen und einen Verräther gehalten und ihm ein ähnliches Ende bereitet haben. Die Gefangenen, welche sich in den Händen der jetzt erst zurückkehrenden Soldaten befanden, hatten zwar jetzt nichts für ihr Leben zu fürchten; aber dafür waren sie Mißhandlungen aller Art ausgesetzt. Sie wurden gestoßen, geschlagen, verspottet und erhielten kaum einen Trunk Wasser, um ihren brennenden Durst zu stillen, Brot oder andere Lebensmittel aber gar nicht. Die Spanier hielten ihnen Speisen hin und sagten: „da, Franzose, iß;" aber wenn sie zugriffen, wurden sie auf die Hände, ja ins Gesicht geschlagen, und so trieben diese Unmenschen ihren grausamen Scherz noch lange mit den wehrlosen Gefangenen, ohne daß es einem Offiziere auch nur eingefallen wäre, ihnen Einhalt zu thun.

Die Maulthiertreiber erhielten Befehl, ihre Thiere, die sie in der Nacht rasch und unordentlich beladen hatten, in den gehörigen Stand zu setzen, weil man es für nöthig hielt, noch in der Nacht aufzubrechen. Man fürchtete nämlich, die unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels entkommenen Franzosen möchten mit Verstärkung zurückkehren und den Tod ihrer Landsleute rächen. Es war übrigens nur eine Abtheilung französischer Truppen gewesen, die nach Lebensmittel oder auf den Raub ausgegangen war. Die sämmtlichen Einwohner des Dorfes verließen ihre Heimath und schlossen sich uns an, nur einige wenige blieben zurück, theils um uns Nachricht zu geben, wenn sich die Franzosen wieder zeigen sollten, theils um sie durch falsche Angaben irre zu führen, damit sie uns nicht auf die Spur kämen.

Als wir aufbrachen, war der Mond eben aufgegangen und erleuchtete unsern Weg, der übrigens nicht zu den gangbarsten gehören mochte; denn er war voll spitziger, scharfer Steine, die ihn höchst beschwerlich machten und bald meine Füße verwundeten. Anfangs zog unsere Colonne ganz ruhig vorwärts, so daß man keinen Laut hörte, nur der Tritt der Maul-

thiere ertönte durch die stille, heitere Mondnacht; wie wir uns aber weiter entfernten, erwachte allmälich die Fröhlichkeit der Maulthiertreiber und einer nach dem andern begann irgend ein Lied im schnarrenden Tone.

Die Nacht verschwand, und die Sonne erhob sich im Osten, aber die Kälte ließ noch nicht nach, was mir sehr unangenehm war; denn trotz der Decke, die ich über meinen Schultern trug, fror ich doch heftig, die Spanier aber schienen an diese Temperatur gewöhnt zu sein, denn sie wurden immer vergnügter und lauter.

Bei guter Zeit erreichten wir Ponlits, wo Lebensmittel requirirt wurden, von denen die armen Gefangenen endlich auch etwas bekamen. Nach kurzem Aufenthalte zogen wir über die Hauptstraße, die nach Igualada führte, wo ein starkes französisches Corps stand, und hier verließen uns die Bewohner von Roqua Mora. Da rund um uns viele französische Truppen lagen, die uns leicht hätten ausspüren können, so zogen wir so schnell als möglich auf abgelegenen Wegen vorwärts und hielten uns nur so lange auf, als zum Füttern der Maulthiere nöthig war.

Der Transport Lebensmittel, den wir bei uns führten, sollte nach Barbastro gehen, wo, dem Gerüchte nach, der Partheigänger Franceschetti mit einem bedeutenden Corps spanischer Truppen stehen sollte.

Um 3 Uhr Nachmittags waren Menschen und Thiere so erschöpft, daß wir nicht wohl weiter kommen konnten; es wurde deshalb in dem Dorfe Fuelleta angehalten, und weil man hier einem feindlichen Ueberfalle weniger ausgesetzt war, so wurden wir bei den Einwohnern einquartirt. Einige Miquelets oder Brigands, wie sie die Franzosen nannten, nahmen mich mit in ihr Quartier, und von nun an genoß ich mehr Freiheit, als früher, weil wir jetzt den Franzosen nicht mehr so nahe waren. Unsere Wirthin, eine Wittwe, aber noch in ihren besten Jahren, begrüßte uns alle als Cavaliere (Cavalleros) und bat uns, ohne Umstände in ihrer Küche Platz zu nehmen, die bei den geringern Volksklassen in Spanien statt des Wohnzimmers benutzt wird. Die Miquelets ließen sich nicht nöthigen und waren bald wie zu Hause, sie holten Holz, zündeten Feuer an und bereiteten eine Mahlzeit, an der ich doch wenigstens mit Antheil neh-

men konnte. Sie bestand in einer Olla potrida, einem Gemenge von allerlei Fleisch und etwas Mehl in Baumöl gebraten und zu einer Pastete geformt; das dazu nöthige Geflügel hatten meine Kameraden unterwegs mitgehen heißen. Wein und vortreffliches Brot erhielten wir im Ueberfluß.

Nach eingenommener Mahlzeit verließen wir die Küche und traten vor die Hausthüre, wo wir in geringer Entfernung einen gewaltigen Lärm und ein heftiges Geschrei hörten; bei näherer Untersuchung fanden wir, daß die sämmtlichen Einwohner des Dorfes vor der Casa ordinaria oder dem Gemeindehause, in das man die gefangenen Franzosen gebracht hatte, versammelt waren und ungestüm, mit wüthendem Geschrei die Auslieferung derselben verlangten, um sie zu ermorden. Nur mit Mühe konnten die wachhabenden Spanier die erbitterten Bauern abhalten, und ich bin überzeugt, daß die Soldaten sehr ungern diese Pflicht erfüllten und die Franzosen weit lieber dem mordlustigen Haufen ausgeliefert, als beschützt hätten. Im ganzen Dorfe war alt und jung auf den Beinen, und alles jauchzte über den in dieser Nacht erfochtenen Sieg und über die gefangenen Franzosen; diese Bau-

ern schienen der Meinung, daß bei diesem unbedeutenden Gefechte wenigstens die halbe französische Armee gefangen oder getödtet worden sei, und sie erschöpften sich in Lobeserhebungen ihrer Truppen und in Prahlereien aller Art, worin die Spanier bekanntlich Meister sind. „Ja, unsere Generale Campoverde, Villa Campo und Blake," riefen sie, „das sind geschickte Anführer und tüchtige Männer, die werden die Paar Franzosen bald vertilgt haben; was wollen sie auch gegen uns Spanier ausrichten, jeder von uns nimmt es ja mit sechs Gabachos auf."

Während so das ganze Dorf voll des regsten Lebens war, wurde das Getümmel noch durch eine Viehheerde vermehrt, die eben von der Weide kam und deren Glieder so freudig blökten, als wenn sie an der allgemeinen Freude auch Antheil nehmen wollten. Der die Heerde anführende Ochse, schien plötzlich irgend einen ihm feindlichen oder unangenehmen Gegenstand zu erblicken; denn er streckte seinen Schwanz gerade aus und kam in vollem Galopp auf die versammelten Bauern und Soldaten losgerannt. Ich war schon in Angst, daß er mich etwa zum Opfer wählen möchte, als der Hirte plötzlich einen eigenen Ton mit

dem Munde von sich gab, worauf der Ochse stutzte und stehen blieb. Auf ein zweites ähnliches Zeichen wendete er sich um und stürzte auf den Hirten los, der aber faßte ihn bei den Hörnern und warf ihn nicht nur zur Erde, sondern er befestigte auch einen Strick an das eine Horn. Schnell sprang noch ein Bauer herbei, der den Strick mit fest hielt, und nun begann eine Art Thierhetze, in dem die mit Vergnügungen der Art vertrauten Spanier dem Ochsen ihre Mäntel, Mützen, Tücher u. dergl. vorhielten, nach welchen das Thier begierig stieß, und diese Hetze setzte man fort, bis der Ochse so ermüdet war, daß er sich gebändig in seinen Stall bringen ließ. Außer den bekannten förmlichen Stiergefechten, sind Hetzen der Art allgemein gebräuchlich, und fast jedes Stück Ochsenfleisch, das man zu essen bekömmt, ist von einem so gehetzten Thiere, wodurch es natürlich ein weit schlechteres Aussehen bekömmt, als das Rindfleisch in Frankreich und Deutschland, und auch an Geschmack verliert.

Am Abend legte ich mich mit meinen Kameraden zum ersten Male ruhig nieder; denn da wir uns jetzt ziemlich außer dem Bereiche des französischen Heeres

befanden, so hatten wir keinen Ueberfall zu fürchten. Die französische Hauptarmee, unter Suchet, stand damals in der Gegend von Cervera, und war eben im Begriff Lerida zu belagern; aber ehe man dazu schreiten konnte, mußten die beiden Generale Odonell und Villa Campo, die mit bedeutenden Streitkräften in der Nähe standen, aus dem Felde geschlagen werden.

Die Maulthiertreiber brachen am andern Morgen bei guter Zeit auf und schlugen den Weg nach den Ufern des Ebro ein; aber meine Kameraden trennten sich von ihnen, weil sie von hier aus wenig mehr zu fürchten hatten, und beschlossen, zu ihrer Guerilla zu stoßen, die damals in der Gegend von Valencia stand; die Gefangenen blieben unserer Obhut anvertraut und mußten uns dorthin folgen. Je weiter wir uns von dem Heere der Franzosen entfernten, um so weniger wurden die Gefangenen bewacht, auch ich hatte jetzt alle Freiheiten; denn die Spanier wußten wohl, daß es uns unmöglich war, von hier zu entfliehen und unangefochten zu unsern Landsleuten zu kommen.

In der Gegend, die wir an diesem Tage durch-

zogen, hatten die Franzosen die größten Verwüstungen angerichtet und alles verheert; sie waren nämlich schon einmal bis in das Herz der Provinz Valencia eingedrungen, hatten sich aber bald wieder zurückziehen müssen, weil starke aus Arragonien und Navarra vorrückende Truppencorps ihnen den Rückzug abzuschneiden drohten. Man hatte die Feinde zwar besiegt, war aber doch nicht wieder so weit vorgedrungen, weil man beschlossen hatte, zuerst alle von den Spaniern besetzten, festen Plätze einzunehmen.

Unser heutiges Nachtquartier hieß Cabaces; da es eben Sonntag war, so fanden wir die Einwohner sämmtlich auf dem Marktplatze versammelt, wo sie sich auf allerlei Art belustigten. Als wir mit unsern Gefangenen ankamen, lief alles zusammen, und es drohte ihnen dasselbe Schicksal, wie gestern; aber zum Glück war der Pfarrer des Orts in Wort und That ein wahrer Christ, was man damals in Spanien so selten fand. Er suchte die erbitterten Menschen zu beruhigen, und als ihm dies einigermaßen gelungen war, berührte er schnell jeden der Gefangenen mit seiner Hand, worauf die Bauern ehrerbietig zurückwichen, und keiner ihnen ein Leid anzuthun wagte.

Am andern Morgen wurde ein Bauer vorausgesendet, damit wir zur rechten Zeit bei Mora eine Barke fänden. Gegen Mittag langten wir glücklich an diesem Orte an, schifften uns auf dem Ebro ein und kamen schon Abends zu Tortosa an, wo wir unsere, unterwegs fast Hungers gestorbenen und kaum den Messern der Spanier entgangenen, Gefangenen an das hier für sie bestimmte Zuchthaus ablieferten. Sie wurden in diesem Hause so lange aufbewahrt, bis ihre Zahl bedeutend genug war, um einen Transport nach der Insel Cabrera, wo so viele Franzosen ihr Grab fanden, zu veranstalten.

Siebentes Kapitel.

Trennung von meinen bisherigen Kameraden. — Eintritt in ein Schweizer-Regiment. — Belagerung von Tortosa. — Bekanntschaft mit einem Italiener. — Ausfall der Besatzung. — Uebergang zu den Franzosen. — Gefährliche Lage und wunderbare Errettung. — Eintritt unter meine Compagnie.

Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich zu dem Commandanten der Stadt geführt, in dessen Vorzimmer ich viele spanische Stabsoffiziere fand, die zwar sehr reich gekleidet waren, aber weder militärischen Anstand hatten, noch überhaupt Anführern regulärer Truppen glichen. Ein alter Mann mit einem Altags-Gesichte, mit einer großen, weißen Perrücke und einem ellenlangen Zopfe, wurde mir als Commandant bezeichnet; sein Adjudant, ein Offizier von dem Schwei-

zer-Regimente Trachsler, machte den Dollmetscher. Man befragte mich nach der Stärke der Besatzung von Barcellona, nach dem Geiste, der dort und unter dem französischen Heere überhaupt herrschte, und ob es wahr sei, daß die französische Armee vor kurzem Verstärkungen aus Frankreich erhalten habe? Die letztere Frage konnte ich um so bestimmter bejahen, da ich selbst zu den neuen Ankömmlingen gehört hatte, die andern Fragen beantwortete ich, wie es mir eben gut dünkte. Der Commandant war mit meinen Antworten zufrieden und lobte mich, weil man ihm gemeldet habe, daß ich mich während meines Zuges mit den leichten Truppen, wie er die Miquelets nannte, sehr gut betragen habe; er fügte hinzu: „er sei überzeugt, daß mir der spanische Dienst gewiß sehr gut gefallen werde." Was diese Versicherung anbetraf, so schenkte ich ihr keinen rechten Glauben, selbst die Person des Commandanten gab mir keinen guten Begriff von dem Zustande des spanischen Heeres; denn der alte Mann sah mir nicht so aus, als wenn er die nöthige Kraft hätte, um einen so wichtigen Platz, wie Tortosa, gegen die krieggewohnten Franzosen vertheidigen zu können.

Die Miquelets, mit denen ich hieher marschirt war, hatten zuerst nach Tarragona gehen wollen, da aber die Straße dahin von Franzosen wimmelte, so entschlossen sie sich, nach Tortosa zu gehen und von da weiter nach Valencia zu ziehen, weil die Guerilla, zu der sie eigentlich gehörten, sich jetzt an der Grenze der Provinzen Valencia und Arragonien befand. Diese Menschen waren übrigens durch nichts an ihr Corps gebunden, sie zählten sich nur so lange zu demselben, als es ihnen gefiel. Da aber der Anführer jener Guerilla, Espoz y Mina, ein sehr unternehmender und gegen seine Leute sehr nachsichtiger Mann war, so begaben sie sich lieber wieder unter seinen Befehl, als daß sie hier in der Festung blieben.

So roh und so grausam diese Miquelets gegen ihre Feinde waren, so konnte ich mich doch über die Art, wie sie mich behandelt hatten, keineswegs beschweren; und dem Marsche mit ihnen verdanke ich den Grund zu der Kenntniß der spanischen Sprache, die ich mir später erwarb. Während meines Aufenthaltes in Barcellona hatte ich nur wenige einzelne Wort gelernt; aber seitdem ich in die Hände der Spanier gerathen war, hörte ich aufmerksam ihren Reden zu und be-

mühte mich, die einzelnen Ausdrücke zu verstehen und meinem Gedächtnisse einzuprägen. Großen Vortheil gewährte es mir, daß einer dieser Miquelets, ein hübscher, junger Mann, sich mir gleich am ersten Tage mehr näherte, als die andern, ja er schützte mich gegen die Spöttereien, die ich anfangs von ihnen ertragen mußte, und verwies ihnen ihr unedles Betragen. Er hieß Don Raimundo (denn da jeder Miquelet ein Don sein wollte, so führte auch er diesen Titel), und war der Sohn eines gewöhnlichen Bauers aus der Gegend von Montemajor, was auch sein Aeußeres deutlich verrieth. Er sprach fast beständig mit mir, und auf diese Art machte ich in der kurzen Zeit bedeutende Fortschritte in der castilianischen Mundart, wie sie die gemeinen Leute in Catalonien sprechen.

Am 15. August 1810 schwur ich dem Könige von Spanien und der Junta den Eid der Treue, und versprach, gegen 16 Piaster Handgeld und 2 Realen täglicher Löhnung, fünf Jahre zu dienen, worauf ich einer Compagnie des hier in Garnison stehenden Schweizer-Regiments Trachsler einverleibt wurde. Bei meiner Ankunft in dem alten Kloster, das zur Caserne umgeschaffen worden war, erstaunte ich über

die vielerlei Sprachen, die hier ertönten; da gab es Franzosen, Italiener, Deutsche, Schweizer, Ungarn und Polen, kurz, es schien, als wenn alle Länder Europas zur Bildung dieses Regiments beigetragen hätten. Die Offiziere und die meisten Unteroffiziere waren Schweizer, weil das Regiment schon lange im spanischen Solde stand und früher blos aus Schweizern bestanden hatte. In der neuern Zeit hatte man das Regiment durch Ueberläufer und Gefangene vollzählig zu machen gesucht; aber nur die wenigen, welche die Furcht vor einer in ihrem frühern Dienste zu erwartenden Strafe zurückhielt, waren dem Regimente treu geblieben, die andern hatten die erste Gelegenheit ergriffen, um zu den Franzosen zurückzukehren.

Man nahm mir die Kleidung und Bewaffnung ab, die ich bis jetzt geführt hatte, versah mich dafür mit einer englischen Muskete, Säbel und Patrontasche, einer braunen Jacke und einem blauen Mützchen, dessen Blechschild mit der Inschrift: F. VII. Vincer o morir! (Ferdinand VII., Sieg oder Tod!) versehen war. Was ich da geduldig vor dem Kopfe trug, war übrigens meine Meinung keineswegs, und ich war nicht

im geringsten gesonnen, für den König von Spanien zu siegen oder zu sterben.

Unter meinen neuen Kameraden wurde ein so wildes, sittenloses Leben geführt, wie ich es noch nirgends gesehen hatte; niemand war seiner Habseligkeiten sicher, fast alle diese Menschen stahlen, wie die Raben, und sie fanden an den Spaniern jederzeit bereitwillige Abnehmer des gestohlenen Gutes, so daß sie alles zu Gelde machen konnten, auch der schlechteste Lappen wurde bezahlt, und wenn er noch so sehr von Läusen wimmelte. Wegen dieser allgemeinen Unsicherheit trug jeder immer das Beste, was er hatte, bei sich.

Niedergeschlagen über mein ungünstiges Schicksal, das mich unter diese Menschen verschlagen hatte, ging ich traurig und wie im Traume umher; da ich als Rekrut betrachtet wurde, so plagte man mich täglich mehrere Stunden mit Exercieren, wobei die Schweizer-Unteroffiziere, die bekanntlich nicht zu den höflichsten Europäern gehören, nicht selten mit ihren Stöcken zuschlugen, was meinem an diese Kost nicht mehr gewöhnten Rücken gar nicht behagen wollte. Nach einigen Wochen verbesserte sich jedoch mein Schicksal ein wenig; mein Capitain hatte mich französisch

sprechen hören, war dadurch aufmerksam auf mich geworden und ernannte mich, da ich seinen Erwartungen zu entsprechen schien, in kurzer Zeit zum Cabo secundo oder zweitem Corporal. Diese Erhöhung trug mir wenigstens eine Zulage von einigen Quartos täglich ein und verschaffte mir eine Schnur auf dem Aufschlage, als Auszeichnung.

Während meines Aufenthaltes in Tortosa war man eifrig beschäftigt, die Festungswerke der Stadt, die nahe an der Mündung des Ebro liegt, in den besten Stand zu setzen. Schon die Natur hat viel zur Befestigung dieser bedeutenden Stadt gethan, und durch die Kunst ist sie zu einer der wichtigsten Festungen Spaniens erhoben worden. Der Erfolg bewies, daß es wohl nöthig gewesen war, alles in den besten Stand zu setzen; denn zu Anfang des Decembers hieß es mit einem Mal, Campoverde, Villa Campo und die andern spanischen Anführer, die bis jetzt in der Umgegend gestanden hatten, sind geschlagen oder zurückgedrängt, und die Franzosen, die schon längst in der Nähe sich gezeigt hatten, rücken an. Allerdings zogen die französischen Truppen, unter Suchet, mit großer Macht nach den Grenzen Cataloniens und hat-

ten die Absicht, Tortosa förmlich zu belagern. Jetzt beeilte man sich von allen Seiten, nach Kräften für die Vertheidigung des Platzes zu wirken; das Straßenpflaster wurde aufgerissen, die Dächer wurden mit Mist bedeckt und die Einwohner schafften ihre besten Habseligkeiten in die Kasematten und in andere bombenfeste Gebäude, wo jedes Plätzchen mit schwerem Golde bezahlt wurde.

Am 12. Decbr. bemerkte man in der Ferne eine Staubwolke, und bald ergab es sich, daß eine zahlreiche Abtheilung französischer Kavallerie, von reitender Artillerie begleitet, die Ursache davon war. Sie näherten sich der Stadt bis auf Schußweite, und ich erkannte deutlich die Uniform des vierten französischen Husaren-Regiments. Die Kanonade begann von Seiten der Belagerten augenblicklich, wurde aber gleich wieder eingestellt, als sich ein von einem Trompeter begleiteter Parlementair den Wällen näherte. Man führte ihn mit verbundenen Augen nach dem Hause des Commandanten, aber er kehrte bald wieder zurück und sein Leben war sehr in Gefahr; denn die ihm begleitende Abtheilung von unserm Regimente war kaum im Stande, ihn vor den Mißhandlungen und Stein-

würfen des ergrimmten Pöbels zu schützen. Als er das Thor passirt hatte, schickten ihm die Spanier noch einige Kugeln nach, aber zu seinem Glücke traf keiner ihrer Schüsse.

Wie ich später erfuhr, hatte man den Gouverneur zur unbedingten Uebergabe aufgefordert; dieser aber hatte dem Parlementair in das Gesicht gelacht und ihn ohne weitere Antwort zurückgeschickt. In den ersten Tagen hielten die Spanier diese Aufforderung blos für eine eitle Drohung und glaubten nicht, daß die Franzosen ernstlich gesonnen wären, die Stadt zu belagern; aber schon am 16. Decbr. sahe man eine zahllose Masse Fußvolk auf dem linken Ufer des Ebro heranziehen und Anstalten zu einem längern Aufenthalte treffen.

Noch immer zweifelten die Spanier an dem Ernste der Franzosen, als man aber am Morgen des 22. überall Transcheen aufgeworfen sah und bemerkte, daß man eifrig und anhaltend daran arbeitete, da fing man doch an, besorgt zu werden und richtete ein fürchterliches Feuer auf die Arbeiten der Belagerer, die sich indessen nicht im mindesten dadurch stören ließen, sondern ihr Geschäft ganz ruhig fortsetzten. Man

versuchte durch Ausfälle das zu bewirken, was das Geschütz nicht vermocht hatte; aber auch dieses Mittel war ohne Erfolg. Die feindlichen Werke rückten der Stadt immer näher, und nach fünf Tagen waren sie schon bis zu dem äußersten Graben gelangt, wo die Belagerten sich mit Handgranaten vertheidigten, wodurch sie jedoch die Franzosen eben so wenig von der Fortsetzung ihrer Arbeiten abhielten, als es durch die frühern Vertheidigungsanstalten geschehen war.

Als ich eines Tages am Zuchthause die Wache hatte, erfuhr ich von einigen Gefangenen, die von dem Pöbel mit lautem Frohlocken herbeigeschleppt wurden, daß sich dasselbe Bataillon, unter welchem ich gestanden hatte, mit unter den Belagerern befand. Diese Nachricht erregte den sehnlichsten Wunsch in mir, zu meinen Kameraden überzugehen, und ich beschloß, selbst mit Gefahr meines Lebens, bei der ersten günstigen Gelegenheit aus der Festung zu entfliehen. Allein mochte ich indessen das Wagestück nicht gern unternehmen, und doch war es sehr gefährlich, einen solchen Plan irgend jemandem anzuvertrauen; aber der Zufall war mir günstig. Ich hatte schon seit einiger Zeit mit einem Italiener, der unter demselben

Regimente diente, nähere Bekanntschaft gemacht, und wir besuchten oft die Weinhäuser und andere öffentliche Orte mit einander; seitdem wir eingeschlossen waren, tranken wir mehr als gewöhnlich, weil wir jeden Tag den Tod erwarten konnten und deshalb das Leben noch recht genießen wollten. Am 25. Decbr., dem ersten Weihnachtsfeiertage, saßen wir im Hause einer schönen, jungen Spanierin, gegen welche wir uns sehr zärtlich stellten, und zechten wacker; der Italiener, der ziemlich gut französisch sprach, kam im Verlauf der Rede auf die Franzosen und sagte: „ich möchte doch wissen, ob das erste italienische leichte Infanterie-Regiment sich auch mit vor der Festung befände." „Da die ganze Armee von Catalonien hier versammelt ist, so darfst Du daran nicht zweifeln," erwiederte ich. „Ei, dann wollte ich doch, ich wäre wieder bei meinen alten Kameraden," sagte er, und ich entgegnete: „ich wünsche ebenfalls von Herzen die Uniform des 44sten wieder zu tragen, es ist doch ein ganz anderes Leben bei den Franzosen." „Nun," sagte der Italiener leise, „so wollen wir hinüber." „Ich bin dabei," war meine Antwort; „Isabelle, noch eine Flasche Wein." Als wir den Wein auf die

glückliche Ausführung unseres Planes getrunken hatten, entfernten wir uns, und der Italiener, der in der Festung bekannter als ich war, versprach, sich nach der besten Gelegenheit umzusehen und mir weitere Nachricht zu geben.

Auf dem Rückwege nach der Caserne begegnete uns ein französischer Parlementair, der die Festung abermals zur Uebergabe aufgefordert hatte; aber da die Stadt noch nicht ernstlich beschossen worden war, so erhielt er wieder eine abschlägliche Antwort.

Die Nacht war finster und so still, daß man auf den Wällen deutlich hören konnte, wie die Franzosen mit Hacken und Schaufeln in den felsigen Boden arbeiteten, woran man sie durch ein lebhaftes Kanonenfeuer zu verhindern suchte. Gegen 11 Uhr wurden wir leise geweckt, und man befahl uns, schnell unsere Waffen zu ergreifen, weil man die Nacht für günstig zu einem Ausfalle hielt.

Unser Zug, der aus 1800 bis 2000 Mann bestand, bewegte sich still und langsam vorwärts; an dem Walle mußten wir ohne Commando unsere Gewehre laden, dann rückten wir an das Thor, das geöffnet wurde, man ließ die Zugbrücke leise herab, wir

marschirten über dieselbe, theilten uns auf dem Glacis in zwei Abtheilungen und schritten langsam und vorsichtig vorwärts. Kugeln und Kartätschen sauf'ten über unsern Köpfen, Bomben und Haubitzen zeichneten sich durch ihren hellen Schweif aus, und wir rückten immer weiter. Mein Freund, der Italiener, der mir zur Seite stand, stieß mich mehrmals an und flüsterte leise: „nur Muth, Kamerad!" Ich aber hatte wenig Hoffnung und hielt unsern Desertionsplan für vereitelt.

Nach 15 bis 20 Minuten hatten wir die äußersten Werke der Franzosen erreicht. „Ad elande!" riefen unsere Offiziere; wir gaben Feuer, stürzten in die Transcheen und warfen alles, was uns in den Weg kam, mit dem Bajonette über dem Haufen. Die Franzosen, die auf diesen Besuch nicht vorbereitet schienen, wurden in dem ersten Augenblicke zurückgedrängt; aber sie sammelten sich bald wieder und drangen, trotz des fürchterlichen Feuers, das die spanische Artillerie auf die eilig anrückenden Colonnen unterhielt, unerschrocken vorwärts. Wir suchten ihnen zwar zu widerstehen, wurden aber bald mit großem Verluste zurückgetrieben; der Eifer der Franzo-

sen ging so weit, daß sie uns bis in die Gräben der Festung gefolgt sein würden, wenn sie nicht von ihren Offizieren mit Gewalt zurückgehalten worden wären. Ich benutzte die mir günstige Verwirrung, trennte mich von meinen Kameraden, schlich dicht an den Palisaden unter großer Gefahr und nicht ohne Angst hin; denn nicht selten schlugen die feindlichen Kugeln in meiner Nähe nieder, und sobald ich aus dem Bereiche des Gefechts gelangt war, bog ich nach dem Felde ein und lief nach den Franzosen zu.

Die Colonne, bei der ich mich befunden hatte, war nach kurzem Widerstande zurückgedrängt worden, aber die zweite hatte sich besser gehalten und war weiter vorgedrungen. Man schlug sich noch immer, und der Schein der in Flammen stehenden Faschienen, Schanzkörbe und anderen Belagerungsgeräthe bewies deutlich, daß die Belagerten wenigstens einigermaßen ihren Zweck erreicht hatten. Endlich war auch dort das Feuer rückgängig; aber der Rückzug jener Colonne ging weit ruhiger und regelmäßig von statten, und es dauerte einige Zeit, ehe das Feuer schwieg, woraus ich schließen konnte, daß die Spanier die Stadt wieder erreicht und sich hinter ihren Wällen verborgen

hatten. In dem französischen Lager wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, um die ganze Mannschaft nach dem Kampfplatze zu rufen, was übrigens jetzt nicht mehr nöthig war; denn die Spanier waren völlig zurückgeschlagen.

Ich war jetzt in der Nähe der Löcher, in welchen die französischen Scharfschützen saßen, die einige Schüsse nach mir thaten, mich aber zum Glück nicht trafen. Um der Gefahr, noch jetzt verwundet oder gar erschossen zu werden, zu entgehen, warf ich mich rasch auf die vier nächsten Tirailleurs und rief ihnen zu, daß ich einer der Ihrigen sei. Sie näherten sich mir mit vorgehaltenem Bajonett und sagten: „Du trägst ja spanische Uniform, Bursche, und willst doch zu uns gehören?" Hier ist weder der Ort, noch die Zeit zur weitläufigen Erklärung, antwortete ich, ich gehöre zu dem 44sten Regimente und verlange zu diesem gebracht zu werden. Einer der Soldaten geleitete mich zu der ersten, kaum zwölf Schritte weit entfernten Transcheen-Wache, übergab mich dieser und eilte pfeilschnell zu seinen Kameraden zurück.

Hier bestürmte man mich mit vielerlei Fragen, die ich so kurz als möglich beantwortete; übrigens war

ich, wie ich bald sah, hier noch keineswegs in Sicherheit, denn die spanischen Kugeln schlugen fast unaufhörlich in die Schulterwehr der Transchee; aber die Franzosen blieben sehr unerschrocken und lachten darüber, wenn sie von der lockern Erde bedeckt wurden.

Als der Tag anbrach und man deutlich erkannte, daß kein zweiter Ausfall zu befürchten war, kehrte die Verstärkung in das Lager zurück und nahm mich mit. Bei meiner Ankunft wurde ich sogleich zum 44sten Regimente gebracht, das dicht neben dem 116ten, mit welchem ich hieher gekommen war, seinen Lagerplatz hatte. Mit klopfendem Herzen näherte ich mich den Baracken meines Bataillons; denn jetzt fing ich erst an zu überlegen, daß man am Ende meiner Aussage keinen Glauben schenken könnte; meine beiden Gefährten, die mir allenfalls als Zeugen hätten dienen können, waren ermordet, und der Sergeantmajor, der uns eigentlich gegen seine Pflicht Urlaub gegeben hatte, konnte uns leicht, ohne nähere Angabe der Umstände, als Deserteurs angezeigt haben.

Mein Regiment war noch nicht zurückgekehrt, weil es während des Ausfalls entfernter gestanden hatte, nur die aus wenig Mann bestehende Lagerwache

war zugegen, und an diese wurde ich abgegeben. Zufällig befanden sich unter dieser mehrere Voltigeurs von meiner Compagnie, die mich augenblicklich erkannten und erstaunt ausriefen: „Ei, Grentzel (denn so hieß ich nach dem Passe des Goldschmiedts), wo kömmst Du denn her, und in welchem Aufzuge, Du bist wohl gar ein Brigand geworden? Kein Mensch konnte sich erklären, wohin Du in Barcellona gekommen warst, und in derselben Nacht sind noch zwei unserer Kameraden eben so, wie Du verschwunden."

In diesem Augenblicke rückte das Regiment an; es mochte sich gut gehalten haben, denn alle Soldaten waren von Schweiß und Staub bedeckt und von Pulverdampf geschwärzt. Der wachhabende Offizier meldete sogleich meine Ankunft dem Bataillons-Chef, und dieser zeigte den Vorfall unverzüglich dem Befehlshaber des Regiments und dem Brigadier Abbé an.

Sobald einige Ruhe eingetreten war, wurde ich nach der Baracke des General Abbé geführt, und seine erste Frage war: „warum ich meine Fahne verlassen hätte und zu dem Feinde übergegangen wäre? Wenn Ihr keine sehr triftigen Gründe zu Eurer Vertheidigung anführen könnt, so werde ich Euch erschießen

lassen," fügte er gleichgültig hinzu, und ohne mich weiter zu examiniren sagte er: „was spricht man in der Stadt, wollen die Spanier noch nicht bald capituliren? sie würden wohl daran thun; denn wenn sie es zum Sturme kommen lassen, möchten sie es bereuen."

Ich antwortete: „so viel mir bekannt wäre, fehlte es in der Festung weder an Munition, noch an Lebensmitteln, auch wären die Spanier über die so rasch fortschreitenden Belagerungsanstalten zwar etwas bestürzt, hätten aber noch keineswegs allen Muth verloren." Der General erwiederte kein Wort, und als ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen wollte, sagte er: „das wird sich finden." Mit dieser Resolution wurde ich nach der Lagerwache zurückgebracht; von jetzt an verspotteten und verhöhnten mich alle anwesenden Soldaten und legten mir mancherlei Schimpfnamen auf. Mein Capitain erschien bald darauf mit dem Sergeantmajor und machte mir die bittersten Vorwürfe; er war über meine Desertion, wie er mein Verschwinden nannte, sehr aufgebracht und sagte, seit er die Ehre habe, diese Compagnie zu commandiren, sei ein solcher Fall unter seinen Leuten nicht vorgekommen. Außer diesen Vorwürfen, die ich geduldig

ertragen mußte, war ich durch die Härte meiner erbitterten Kameraden noch einer nicht geringen Beschwerlichkeit ausgesetzt; sie litten mich nämlich nicht in der zur Wachstube bestimmten Baracke, sondern ich mußte Tag und Nacht unter freiem Himmel liegen, und kaum gestatteten sie mir, an der Außenseite einigen Schutz vor Wind und Wetter zu suchen. So günstig auch der Himmelsstrich ist, unter welchem Spanien liegt, so war es doch im December ziemlich kalt, zwar sah man auf dem Felde keinen Schnee, aber die über das mit Eis und Schnee bedeckten Gebirge wehenden Winde waren so kalt, daß sie durch Mark und Bein drangen. Da lag ich nun in meiner leichten Kleidung, vor Frost zitternd, unter freiem Himmel, mein Glücksstern schien untergegangen und mein feindliches Schicksal schien alle seine Tücke an mir auslassen zu wollen, so daß ich fast den Muth ganz verlor.

Am 27. Decbr. wurde ich nach Xerta transportirt, wo sich der General Suchet mit dem Hauptquartiere befand, dort vor ein Kriegsgericht, welchem Suchet selbst beiwohnte, gestellt und scharf examinirt. Ich führte alles mögliche, was ich nur für dienlich hielt, zu meiner Vertheidigung an; aber es fehlte mir

leider an Zeugen, und so sehr ich auch betheuerte, daß es mir nie in den Sinn gekommen sei, die französischen Adler zu verlassen, so glaubte man mir doch nicht, und ich wurde ohne weiteres von dem Kriegsgerichte verurtheilt, am andern Morgen erschossen zu werden.

Jetzt schien ich wirklich unrettbar verloren; denn der Sergeantmajor, der einzige Mensch, der von jenem Abentheuer unterrichtet war, und ums sogar die Erlaubniß dazu gegeben hatte, leugnete alles, um sich alle Vorwürfe zu ersparen. Dennoch wurde ich auf eine wunderbare Weise, fast sichtbar durch die Hand des Himmels gerettet. Eben dieser Sergeantmajor stand an jenem Tage bei der Transcheen-Wache, und zu meinem Heile traf ihn eine feindliche Kugel so in den Unterleib, daß er sogleich in das fliegende Hospital nach Xerta zurückgebracht werden mußte. Als die Aerzte bei der Untersuchung seiner Wunde seinen Zustand für gefährlich erklärten und an seiner Wiederherstellung zweifelten, wollte er doch nicht mit einer Lüge aus der Welt gehen, und ließ deßhalb, sobald er sich einigermaßen erholt hatte, den wahren Hergang der Sache, so weit er ihm bekannt war, dem

Bataillons-Chef melden. Dieser sendete augenblicklich den Rapport an den commandirenden General nach Xerta; hier wurde ein zweites Kriegsgericht versammelt und meine Aussage mit der des Sergeantmajors verglichen. Ich wurde wieder vor Gericht geführt, wo man mich noch immer sehr hart anließ; aber vom Todtschießen war jetzt nicht mehr die Rede. Man fragte mich unter andern, ob ich das Haus nicht näher bezeichnen könnte, in welchem ich gefangen worden sei. So gern ich etwas zur Bestrafung jener Frau beigetragen hätte, so leid that es mir, daß ich keine genaue Merkmale angeben konnte; denn erstlich war ich in dem großen, weitläufigen Barcellona nur wenig bekannt, und dann hatte mich die Alte lange kreuz und quer geführt, so daß ich zuletzt selbst nicht mehr wußte, in welchem Theile der Stadt ich mich befand. Ich erbot mich jedoch, wenn ich wieder nach Barcellona käme, mein möglichstes zur Auffindung dieser rachgierigen Spanierin zu thun, zweifelte aber an dem Erfolge meiner Bemühungen.

„Wir müssen Eurer Angabe wohl glauben," sagte endlich der Präsident des Gerichtes; „denn um einer solchen, im Ganzen doch unbedeutenden Angelegenheit

willen, können wir keinen expreſſen Courier nach Barcellona ſchicken, indeſſen eine Strafe müßt Ihr doch für Eure Unvorſichtigkeit erhalten, damit Ihr ein anderes Mal mit mehr Ueberlegung zu Werke geht. Ihr werdet 4 Wochen bei Waſſer und Brot im ſtrengen Arreſte ſitzen, dabei aber Euren Dienſt wie jeder andere Soldat thun."

Trotz dieſer Strafe kehrte ich, erfreut, daß ich mit dem Leben davon gekommen war, mit meiner Wache nach der Baracke zurück, wo ich wieder Kleider und Waffen erhielt. Die erſtern wurden mir zwar zur Laſt geſchrieben, und der Betrag ſollte nach und nach von meiner Löhnung abgezogen werden; indeſſen war dieſe letztere Maaßregel nicht ſo hart, als ſie ſchien; denn meine Kameraden hatten ſchon ſeit längerer Zeit keinen Sold erhalten und folglich war in dieſer Hinſicht ihr Loos dem meinigen ganz gleich.

Achtes Kapitel.

Ausfälle der Spanier. — Einnahme von Tortosa. — Abmarsch nach Montblanch. — Gefecht mit den Spaniern. — Gefangennehmung eines spanischen Stabsoffiziers. — Begnadigung zum Lohn für meine Tapferkeit. — Tivisa. — Fernere Züge durch Spanien. — Ich erkranke und werde in das Hospital nach Villafranca gebracht. — Das Leben im Hospital. — Bekanntschaft mit einem Niederländer. — Austritt aus dem Hospital. — Abmarsch von Villafranca.

In der Nacht vom 27. zum 28. Decbr. hatten die Belagerten abermals einen Ausfall unternommen und den Franzosen für den Augenblick ziemlich viel Schaden gethan, aber es nützte den Spaniern wenig; denn alles was sie zerstörten, wurde von den Franzosen mit rastloser Thätigkeit nicht nur schnell wieder hergestellt,

sondern auch mit neuen Werken vermehrt. Die Belagerten schienen jetzt aber auch alles aufzubieten, um sich bei ihren Feinden in Ansehen zu setzen, und schon am Abend des 28. stürzte abermals eine Colonne von einigen tausend Mann aus der Festung auf unsere Werke und zwar eben, als unser Regiment die Transcheen-Wache bezogen hatte. Es begann ein hitziges Gefecht, in welchem viele Franzosen und Spanier ihren Tod fanden; aber die Feinde wurden, wie gewöhnlich, mit Verlust zurückgetrieben.

An demselben Tage langte unser Belagerungs-Geschütz an, das wegen der schlechten Straßen lange unterwegs zugebracht hatte, und am 29. früh begrüßte man die Stadt schon aus allen diesem schweren Geschütze, was so gute Wirkung that, daß schon nach wenig Stunden mehrere Stücke auf dem Walle zum Schweigen gebracht worden waren. Jetzt war ich froh, daß ich nicht mehr in Tortosa war; denn die Franzosen machten ein fürchterliches Feuer und setzten die Kanonade fast ununterbrochen fort bis zum 1. Januar 1811; nur dann setzte man das Feuer aus, wenn Parlementaire hin und her gesendet wurden.

Am 2. Januar war das ganze Belagerungs-Corps

schon aufmarschirt und war bereit, einen Hauptsturm auf die Festung zu unternehmen, als plötzlich eine weiße Fahne auf dem Walle, als Zeichen der Uebergabe, aufgesteckt wurde. Ehe zwei Stunden vergingen, waren die Thore schon von unsern Leuten besetzt, die Garnison marschirte aus, streckte das Gewehr und wurde noch an demselben Tage über Saragossa nach Frankreich abgeführt. Ohne Zweifel ist ein großer Theil auf dem Marsche wieder befreit worden; denn in diesem Lande, wo Alles, Alt und Jung, Männer und Weiber, gegen uns stritt, war es fast unmöglich, die Gefangenen ohne Verlust so weit zu transportiren.

In den ersten Tagen nach der Einnahme von Tortosa, wurden die Festungswerke wieder ausgebessert und alles, was zur Vertheidigung des Platzes gehörte, in Ordnung gebracht; dann erhielten die Regimenter Befehl, den Feind aus seinen Stellungen, die er in der Nähe inne hatte, zu vertreiben, um dann desto ungehinderter die Belagerung von Tarragona unternehmen zu können. Ein Theil des Belagerungs-Corps zog der Küste entlang, um die einzelnen, kleinen Festungen zwischen Tortosa und Tarragona wegzunehmen; ein anderer ging an dem Ebro

hirauf, um die Mequinenza bedrohenden spanischen Truppen zu zerstreuen, und die dritte Abtheilung, bei welcher auch ich mich befand, zog über Ministar und Falset nach Montblanch, um die in dieser Gegend befindlichen Guerillas zu vernichten.

Am zweiten Tage nach unserm Abmarsche aus Tarragona stießen wir auf ein ziemlich starkes Corps von regulären spanischen Truppen und zusammen gelaufenen Bauern oder Brigands, wie sie die Franzosen nannten. Meine Compagnie hatte gerade die Ehre, in Begleitung eines Detaschements vom vierten Husaren-Regimente, den Vortrab unseres Zugs zu bilden, so daß wir zuerst in die Nähe des Feindes kamen, der uns, ohne zu zaudern, angriff. Es entspann sich zuerst ein lebhaftes Heckenfeuer, und wir hielten uns gut; aber die Husaren konnten uns, wegen des unebenen Terrains, nicht gehörig unterstützen und so mußten wir endlich doch dem Ungestüm und der Uebermacht der Spanier weichen. Wir zogen uns in der besten Ordnung und unter fortwährendem Feuer nach unserer ziemlich weit entfernten Colonne zurück, und es gelang uns sogar, den größten Theil unserer Verwundeten mit fortzuschaffen. Die Spanier stürz-

ten siegestrunken uns nach, riefen laut: „vincer o morir!" und weil wir eine rückgängige Bewegung machten, wollte jeder bei der Verfolgung der Erste sein, und so drangen sie in wilder Verwirrung, in einem großen Knäuel zusammen geballt, auf uns ein, als sich plötzlich die Scene änderte. Unser Regiment, das die Spitze der Colonne bildete, rückte im Sturmschritte heran, marschirte, so viel es der Raum erlaubte, in Front auf und begann ein lebhaftes Musketenfeuer auf die Spanier. Rasch folgte nun ein Bataillon auf das andere, und so schnell, wie die Feinde vorgedrungen waren, eben so schnell wurden sie wieder zurückgeworfen, und bald erklimmten sie in unordentlicher Flucht die steilsten Punkte des Gebirges, von wo aus sie uns einluden, ihnen nachzufolgen; viele waren getödtet und eine noch größere Anzahl gefangen oder verwundet worden.

Den meisten Spaß bei diesem Gefechte machten uns einige Mönche, die, um ungehinderter laufen zu können, ihre Kutten bis über die Knie aufgeschürzt hatten, aber dennoch mit Patrontasche und Gewehr, außerdem noch mit dem Scapulier um den Leib und der Stola um dem Halse, in unsere Hände geriethen.

Sie gaben uns zwar deutlich zu verstehen, daß sie, als Gesalbte des Herrn unverletzlich wären, und daß wir gar das Recht nicht hätten, sie mit unsern ungeweihten Händen zu berühren; aber wir kehrten uns nicht an ihre Vorstellungen, das Scapulier mußte uns statt eines Strickes dienen, womit wir die heiligen Männer zusammen banden und an der Spitze der andern Gefangenen unserer Colonne zutrieben. Der General Abbé rief, sobald er die Pfaffen erblickte: „sie sollen hängen; denn eine Kugel ist viel zu gut für diese Schurken!" Der nächste Baum schon wurde zum Galgen für sie bestimmt, und die andern Gefangenen mußten Zeugen der Execution sein; übrigens bewiesen diese Mönche viele Geistesgegenwart, und vergaßen nicht, vor ihrem Abschiede aus dieser Welt, ihren Landsleuten den Segen zu ertheilen.

An diesem Tage hatte ich das Glück, einen spanischen Stabsoffizier, den Commandeur eines Bataillons, gefangen zu nehmen. Als wir die Felsen und benachbarten Schlupfwinkel durchsuchten, fand ich ihn zwischen zwei Klippen verborgen, die eine Art Höhle bildeten; ich drang mit gefälltem Bajonett auf ihn ein und rief ihm zu, er sollte sich ergeben; er aber

schoß eine seiner Pistolen auf mich ab, so daß die Kugel durch meinen Capot fuhr. Im ersten Augenblicke brachte mich dies Benehmen allerdings aus der Fassung, bald aber übermannte mich die Wuth, ich stieß blindlings zu, verwundete ihn jedoch nur in dem Arme, worauf ich ihm sagte, wenn er sich nicht sogleich ergäbe, würde ich ihn ohne Gnade niederschießen. Als er keinen Ausweg weiter sahe, reichte er mir seinen Degen, seine gefüllte Börse und eine kleine Uhr, auf der ich bei näherer Betrachtung ein schönes Miniaturgemälde bemerkte, welches den Kopf eines Frauenzimmers von ausgezeichneter Schönheit vorstellte. Als er mir die Uhr übergab, bemerkte ich deutlich an seinen Mienen, daß es ihm sehr viel kostete, sich von diesem theuren Andenken zu trennen. Ohne mich lange zu bedenken, gab ich sie ihm zurück, und jeder Zug seines Gesichts bewies mir, wie sehr ich ihn dadurch erfreut hatte. Er ließ die Uhr hastig in seinen Stiefel gleiten; aber ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er nun nichts mehr zu befürchten hätte.

Ich führte meinen vornehmen Gefangenen zu dem Obristen unseres Regiments, dem ich überdies noch den erbeuteten Degen und die reich verzierten Pistolen

übergab. „Wo hast Du den Vogel gefangen?“ fragte der General. Ich erzählte, wie ich ihn getroffen, daß er nach mir geschossen, und daß ich ihn durch einen Bajonettstich die Lust zur fernern Vertheidigung benommen hätte. „Brav,“ sagte der Obrist, „und hier, mein Sohn, hast Du einen Louisd'or für die Pistolen, da sie so schön sind, will ich sie selbst behalten, und sobald wir heute Abend unser Nachtlager aufgeschlagen haben, wirst Du Dich bei mir einfinden.“ Sehr gern, mein Herr Obrist, erwiederte ich, wenn ich nicht noch Arrestant wäre. „Du bist von heute an frei und Dir ist alles verziehen, weil Du Dich so brav gehalten hast.“

Nachdem ich meinen unterthänigen Dank abgestattet hatte, kehrte ich zu meinen Kameraden zurück und alle, selbst die, welche mich bis heute nicht anders, als den verlaufenen Spanier oder Brigand genannt hatten, wünschten mir Glück zu dem heutigen Fange. Auch mein Hauptmann kam herbei und versicherte mir, daß ich durch meine heutige Tapferkeit den frühern Schmach völlig abgewaschen hätte, kurz, von diesem Augenblicke an wurde ich als ein ganz anderer Mensch betrachtet.

Dieses Gefecht fiel in der Nähe von Tivisa vor, welcher Ort zu unserm Nachtquartiere bestimmt war; er lag nur wenig Stunden von dem Kampfplatze entfernt, aber der dahin führende Weg führte zu unserm großen Nachtheile durch mehrere Gebirgsschluchten, in denen wir von den Feinden fortwährend beunruhigt wurden und noch manchen braven Streiter verloren. Endlich erreichten wir Tivisa, dessen Bewohner größtentheils geflüchtet oder gegen uns zu Felde gezogen waren; aber dennoch schien der Ort kurz nach unserer Ankunft sehr volkreich und lebhaft, weil jedes Haus von einer größern oder geringern Zahl meiner Kameraden angefüllt war. Fast in allen Höfen brannten hohe Feuer, an denen gekocht, gebraten und gesotten wurde, und man erblickte überall malerische und für den unbefangenen Beobachter gewiß interessante Gruppen. Da standen bärtige Grenadiere, begierig in ein Stück halb gebratenes oder halb gekochtes Fleisch beißend, das sie in der Hand hielten; dort wischte sich ein anderer den in seinem Schnauzbarte hängen gebliebenen Wein ab und reichte mit der andern Hand die Flasche seinen Kameraden, der, bevor er trank, den Inhalt mit prüfendem Auge maß, um die noch übrig

bleibende Quantität gewissenhaft mit einem dritten Kameraden zu theilen. Andere Soldaten waren beschäftigt, Betten, Stroh, Decken und dergl. aus den Häusern in die Höfe zusammen zu schleppen, um sich dicht bei dem Feuer ein möglichst bequemes Lager zu bereiten; während wieder andere Brennholz herbeitrugen, um den lodernden Flammen immer neue Nahrung zu geben. Nicht wenige sahe man fast ganz entkleidet am Feuer sitzen, um bei dem hellen Scheine die ungebetenen Gäste aus den Falten ihrer Kleidungsstücke heraus zu suchen und sie den Flammen zu übergeben. Andere Soldaten saßen in einem engern Kreise und mischten eifrig die bunten Karten, die auf allen Kriegszügen in dem Tornister nachgetragen wurden, und suchten einander die auf dem Schlachtfelde vielleicht theuer erkaufte Beute wieder abzunehmen. Andere, die der Wein fröhlich gemacht hatte, stimmten muntere Lieder an, und nicht selten bemerkte man in diesen Männer-Chören, das Diskantstimmchen einer verblühten Marketenderin. Kurz, überall herrschte reges Leben und Heiterkeit, ein jeder suchte sich nach dem beschwerlichen, heißen Tagen wieder zu erholen. So vergißt der Soldat leicht alle mit seinem Stande

verknüpfte Noth und Entbehrung, ist mit dem Tage vollkommen zufrieden, wenn er ihn nur einen fröhlichen Abend bringt, und am Morgen geht er freudig wieder an sein gefährliches Tagewerk, ohne sich ängstlich um die Zukunft zu kümmern.

Ich selbst war lustig und guter Dinge; denn als ich nach abgeworfenem Tornister und niedergelegten Waffen den Inhalt meines erbeuteten Beutels untersuchte, fand ich mit freudigem Erstaunen, außer einigen spanischen Duros und kleineren Münzen, nicht weniger als zwölf Goldunzen. Da ich mich auf einmal wieder so reich sah, so hielt ich es für zweckmäßig, meinen Kameraden auch etwas davon zu genießen zu geben, um mich dadurch noch mehr in der guten Meinung zu befestigen, die sie seit heute wieder von mir hatten. Ich ging also zu dem Marketender, kaufte zwei Ziegenfelle voll guten Weins, die mir nicht viel weniger als eine Goldunze (20 Thaler) kosteten, und traktirte damit die ganze Compagnie. Jetzt brachte man mir ein Vivat nach dem andern und man konnte nicht aufhören, den Muth und die Freigebigkeit desselben Deutschen zu rühmen, den sie heute früh noch so sehr verachtet und mit allen möglichen Schimpfwor-

ten belegt hatten; eine so große Umwandlung brachte ein Glas Wein in den Ansichten meiner Kameraden hervor.

Mit meinem übrigen Golde beschloß ich, so sparsam als möglich umzugehen, weil ich ja nicht wissen konnte, welche Nothfälle mir in dem viel bewegten Soldatenleben noch bevorstanden. Gegen Abend begab ich mich, dem heute erhaltenen Befehle gemäß, zu meinem Obristen, der mich nochmals wegen meines heutigen Betragens belobte, mich warnte, ähnliche Wagestücke, wie zu Barcellona, in der Zukunft zu unterlassen, und mit der nochmaligen Zusicherung der gänzlichen Verzeihung alles Geschehenen entließ.

Von hier aus zogen wir lange Zeit in dem Lande herum, um die Guerillas zu vernichten und die friedlichern Einwohner der französischen Bothmäßigkeit zu unterwerfen. Wir vertrieben auch die Feinde überall und machten fast täglich Gefangene; aber unsere Feinde schienen wie Pilze aus der Erde zu wachsen, und wenn wir heute die ganze Gegend gereinigt zu haben glaubten und als Sieger in unsere Quartiere zogen, fanden wir am Morgen des andern Tages oft eine noch größere Zahl zum Kampfe bereit. Dieser Krieg wurde

mit so viel Ausdauer und Thätigkeit von den Spaniern geführt, daß er endlos schien. Dieselben Bauern, die wir um Mittag gefangen hatten, und die uns am Abende wieder entflohen waren, ergriffen am andern Morgen unerschrocken ihre Waffen wieder, um sich abermals der kaum überstandenen Gefahr auszusetzen. Keine Strafe, kein noch so martervoller Tod hielt sie ab, ihr Leben für die Freiheit ihres Vaterlandes zu opfern; bei weitem die meisten verließen ihre Heimath, irrten in den Gebirgen umher, und während die französischen Truppen die leer stehenden Dörfer verheerten und oft die Ernte eines ganzen Jahres in einem Tage verpraßten, sannen sie bei wenig trockenem Brote unablässig auf neue Mittel zur Vertilgung ihrer Feinde und zur Befreiung ihres Königs.

Unter diesen mit nicht wenig Gefahren verbundenen Wanderungen waren die ersten Monate des Jahres 1811 verflossen. Mehr als hundert größere und kleinere Gefechte waren in dieser Zeit vorgefallen; kein Tag verging, ohne daß nicht wenigstens ein Opfer fiel. Unser Regiment war durch die zahlreichen Gefechte, durch Krankheiten, Meuchelmord u. s. w. so zusammen geschmolzen, daß es über ein Drittheil sei-

ner Mannschaft verloren hatte. Zufolge meines kräftigen Körperbaues und meiner vortrefflichen Gesundheit hatte ich bis jetzt allen Strapazen widerstanden; aber schon seit geraumer Zeit fühlte ich eine allmäliche Abnahme meiner Kräfte, und endlich unterlag auch ich der fast allgemein herrschenden Krankheit. Wenn man das wechselnde Geschick meines Lebens seit meiner Entfernung aus Barcellona bedenkt, so wird man wohl zugeben, daß auch die unverwüstlichste Natur endlich dadurch erschüttert werden mußte. Besonders nachtheilich hatte der schnelle Uebergang von der Todesangst zur Freude über die Rettung, auf mich gewirkt und wahrscheinlich den Grund zu meiner Krankheit gelegt; doch mochte auch das häufige Campiren unter freiem Himmel, der tägliche Genuß des feurigen Weins und des Fleisches ohne Brot mit dazu beigetragen haben. So lange als es mir möglich war, schleppte ich mich mit meinen Kameraden fort, aber endlich unterlag ich, eine Krankheit warf mich einige Tage nach der durch uns bewirkten Vertreibung der Spanier aus Villafranca völlig darnieder.

Die Krankheit, welche so viele Franzosen in Spanien hinwegraffte, begann mit heftigem Kopfweh und

Schmerzen in dem Unterleibe, worauf anhaltender Durchfall und endlich Blutabgang folgte. Als diese Zeichen auch bei mir erschienen, kam der Oberchirurg, verordnete mir ein Palliativmittel und erklärte, daß ich in das große Hospital nach Villafranca gebracht werden müßte, das zur Aufnahme bei der eben vorgenommenen Belagerung von Tarragona verwundeten Franzosen bestimmt war. Ich war so entkräftet und abgezehrt, daß ich eher einem Skelette, als einem Menschen glich, und diese Abspannung erstreckte sich auch auf meinen Geist, so daß ich gleichgültig über meine Zukunft, und fast mehr den Tod als Rettung wünschend, den elenden Karren betrat, auf dem ich mit mehreren andern Kranken von Moya nach Villafranca gebracht wurde.

Das Hospital befand sich in einem Nonnenkloster, dessen sämmtliche Gemächer jetzt von schwer verwundeten oder tödtlich kranken Soldaten angefüllt waren. Nur die sehr mauer- und nagelfesten Gegenstände erinnerten an die früheren, friedlichen Bewohnerinnen des Hauses; denn alles andere hatten die raubgierigen Franzosen längst fortgeschleppt. Mir wurde ein artiges, kleines Stübchen zu Theil, in welchem sich außer

mir nur noch zwei Kranke, junge Conscribirte, befanden, die kaum seit sechs Wochen in diesem so vielen den Tod bringenden Lande*) gewesen waren. Der eine war ein Niederländer, aus der Gegend von Gent, der andere ein Lothringer; Beide waren noch gar nicht an die Beschwerden des Krieges gewöhnt und hatten um so weniger dem nachtheiligen Einflusse des spanischen Klimas widerstehen können. Noch mehr abgezehrt als ich, schlichen sie wie Gespenster in dem kleinen Stübchen herum, und verwünschten Napoleon und die Spanier von ganzem Herzen.

Das Kloster lag in der Nähe der Stadtmauer, am Ende des Theils der Stadt, durch welchen die Straße nach Barcellona führt. Die Garnison war nicht sehr zahlreich und bestand fast blos aus den Reconvalescenten des hiesigen und der benachbarten Hospitäler, aus denen man hier sogenannte Marsch-Bataillons formirte. Fast unausgesetzt wurden wir von

*) Die im spanischen Solde stehenden Schweizer bedienten sich, um den nachtheiligen Einfluß des Klimas zu bezeichnen, gewöhnlich des Sprüchworts: Spanien ist ein großes Haus, Viele gehen hinein und Wenige kommen heraus.

den in der Nähe herumstreifenden Guerillas beunruhigt, und es vergingen wenige Nächte, ohne daß Schüsse fielen und Generalmarsch geschlagen wurde, so daß wir in dem Hospitale keineswegs unseres Lebens sicher waren. Unter diesen Guerillas befanden sich viele Einwohner der Stadt, die am Tage ruhig ihr Gewerbe trieben, aber jeden Abend die Stadt verließen, nach ihren Schlupfwinkeln eilten, wo sie die Waffen verborgen hatten, und dann sich mit den anrückenden Guerillas vereinigten. Zu jener Zeit war fast jeder auf dem Felde arbeitende Spanier mit einer Flinte und Patronen versehen, um jede Gelegenheit zur Vertilgung der Franzosen benutzen zu können. Selbst Knaben von 10 bis 12 Jahren dienten als Wegweiser und Kundschafter dieser Guerillasbanden, und scheuten weder die mit diesem Geschäfte verbundenen Beschwerden, noch die französischen Kugeln. Oft führten diese Knaben die Franzosen auf eine falsche Spur oder gar in die Hände der Feinde, und entflohen dann mit Hohngelächter in das Gebirge, wohin ihnen niemand zu folgen wagte. Wir mußten wirklich damals in jedem menschlichen Wesen, das kein Franzose war, einen Feind sehen.

Die Pflege, die uns in diesem Hospitale zu Theil wurde, war nicht schlecht zu nennen, die Kost war freilich zuweilen sehr spärlich, aber unsere Aerzte sahen doch immer darauf, daß sie gehörig zubereitet und gleichmäßig vertheilt wurde; auch die Arzneimittel waren gut und wirksam, so daß ich mich allmälich wieder zu erholen anfing und neue Lust zum Leben bekam. Ich hatte also alle Ursache, mit meinem Aufenthalte in dem Hospitale zufrieden zu sein, und kann mich nur über einen Unfall beklagen; ich bemerkte nämlich eines Tages zu meinem großen Schrecken, daß ein diebischer Krankenwärter mir meinen Beutel mit dem darin befindlichen Gelde entwendet hatte. Zum Glücke hatte ich die Hälfte des erbeuteten Goldes in meinen Hosenbund genähet und dadurch erhalten, indessen schmerzte mich mein Verlust, der immer gegen 20 Duros (etwa 30 Thlr.) betragen mochte, nicht wenig, und um so mehr, da ich in der letzten Zeit mit meiner Baarschaft sehr sparsam umgegangen war.

Der eine meiner Stubengenossen war an der heftigen, durch kein Mittel zu stillenden Diarrhee gestorben, der andere aber hatte sich erholt und war ziemlich wieder hergestellt, auch fand sich allmälich sein

Appetit wieder ein, und nicht selten weinte er vor Hunger die bittersten Thränen. Es war ein guter, junger Mensch, der mir freundschaftlich beistand und auf jede Art gefällig zu sein suchte, folglich war es nicht mehr als billig, daß auch ich mich erkenntlich gegen ihn bewies. Ich befreite also eins meiner Goldstücke aus der engen Haft, und bemühte mich, eine Gelegenheit es zu wechseln, aufzusuchen, die ich auch bald bei einem Grenadier fand, der halbe und viertel Unzen besaß. Ich mußte hierbei vorsichtig zu Werke gehen, um den spitzbübischen Krankenwärtern nicht merken zu lassen, daß ich noch im Besitze solcher Summen war. Ich gab nun meinem Stubengenossen ein solches 24 Frankenstück und bat ihn, es für sein Eigenthum auszugeben, zu wechseln und dann Lebensmittel für uns einzukaufen. Er entfernte sich freudig, handelte Wein, Brot, Fleisch u. dergl. ein, und brachte alles in unser Stübchen, in welchem außer uns noch ein im Arme verwundeter Husar lag, der ebenfalls keinen Pfennig Geld besaß. Da die Portion Essen, die ich aus der Küche des Hospitals erhielt, mich jetzt noch vollkommen sättigte, so überließ ich die sämmtlichen Lebensmittel meinen beiden Kameraden und hatte

meine Freude daran, wenn sie sich nun recht nach Gefallen satt aßen. Wenn sie mich bei dieser Arbeit dankbar anblickten, gedachte ich oft der Zeiten, wo es mir fast eben so schlimm gegangen war, und es war mir ein sehr angenehmes Gefühl, daß ich im Stande war, Andern Gutes zu erzeigen.

Es that mir Leid, daß der junge Niederländer, der so viel Anhänglichkeit an mich bewies, nicht lange mehr bei mir bleiben durfte; kaum acht Tage hatte ich ihn so reichlich ernährt, als der Arzt bemerkte, daß seine tägliche Zunahme seine Herstellung bewiese, und daß er wohl einem andern Platz machen könnte. Diese Nachricht betrübte ihn sehr, und er brach, nach der Entfernung des Arztes, in bittere Thränen aus; indessen mußte er sich in sein Geschick ergeben und schon am andern Tage das Hospital als Reconvalescent verlassen. So lange er in Villafranca blieb, besuchte er mich, seinem Versprechen gemäß, täglich, und immer bemühte er sich, mir irgend etwas mitzubringen, wodurch er mich zu erfreuen dachte; jedes Mal fragte er, ob er mir mit nichts gefällig sein könnte, und oft sagte er: „wollte der Himmel, daß Du mich einmal in meiner Heimath besuchen könntest, da

wollte ich Dir zeigen, daß ich ein dankbares Herz habe."

Endlich genaß auch ich, erhielt Befehl, nach der Caserne zu wandern und wurde hier dem zweiten Marsch-Bataillon zugetheilt, das aus Franzosen, Deutschen und Polen bestand, die, wie ich, von den verschiedenen Regimentern krank hieher geschickt worden waren und jetzt wieder dahin zurückkehren sollten. Der Dienst hatte auch hier seine Beschwerden; denn jede Nacht mußte die Hälfte der Garnison auf dem Marktplatze campiren, um die Stadt vor einem Ueberfalle zu bewahren. Täglich wurden Verwundete und Kranke aus der Umgegend von Tarragona, das, trotz der Bemühungen der spanischen Generale, immer enger eingeschlossen wurde, hieher in das Hospital gebracht, und große Transporte von Lebensmitteln und Munition, die nach dem Lager von Tarragona bestimmt waren, passirten eben so oft durch unsere Stadt; die letztern wurden immer von einer starken Bedeckung begleitet, aber doch fast immer von den Guerillas angegriffen und nicht selten wenigstens zum Theil weggenommen.

Villafranca war vor dem französischen Kriege ein

sehr nahrhafter, lebhafter Ort gewesen und hatte mehr als 10,000 Einwohner gehabt, jetzt aber war es ganz verödet und von dem größten Theile seiner Bewohner verlassen, so daß es nur von den durchziehenden und hier befindlichen Franzosen einiges Leben erhielt. Junge, kräftige Männer sah man unter den Spaniern gar nicht, und die ganze Bevölkerung bestand blos aus Greisen, Frauen und Kindern; aber selbst diese waren keck genug, den Franzosen, wo sie nur konnten, die Spitze zu bieten. Bei ruhiger Ueberlegung konnte man es ihnen eigentlich nicht verdenken; denn sie wurden von unsern Leuten auch bis auf das Blut gepeinigt, und in dieser Hinsicht zeichneten sich besonders die Polen aus, die, außer diesen Bedrückungen, mit der größten Unverschämtheit alles stahlen, was sie nur bekommen konnten.

So sah ich eines Tages einen polnischen Soldaten an einem Bäckerhause vorübergehen, an dessen Fenster Brot zum Verkauf ausgestellt worden war. Ohne alle Umstände nahm er zwei Bröte unter den Arm und ging seines Weges weiter. Die Bäckerfrau aber hatte den Raub bemerkt, sie ergriff einen dicken Stock, lief unerschrocken dem Polen nach, entriß ihm das Brot

und schlug unter zahllosen Schimpfworten tapfer auf seinen Rücken los. Der Pole ließ sich, im Gefühle seiner Schuld, alles gefallen, sobald er sah, daß er es mit einem herzhaften Weibe zu thun hatte; sie kehrte nach vollbrachter Heldenthat ruhig nach ihrer Wohnung zurück, wo sie mit großer Freude der sich versammelnden Menge ihren Sieg verkündigte.

Ein anderes Mal zog ein Bauer mit einem Esel, der mit Weinkrügen beladen war, durch die Stadt und rief: „wer kauft Wein!" Langsam durchschritt er die Straßen, und schien wenig Absatz zu finden, als sich vier Soldaten leise hinter ihn schlichen, mit einem Male seine Krüge aus den Körben hoben und schnell damit um die nächste Ecke flohen. Der Bauer, der nicht das mindeste von diesem Streiche bemerkt hatte, ging weiter und rief noch immer: „wer kauft Wein!" bis er sich endlich umsah und zu seinem Erstaunen bemerkte, daß er den Wein mit sammt den Krügen, aber freilich ohne Vortheil abgesetzt hatte. Der arme Teufel wollte sich die Haare ausraufen und klagte den Umstehenden seinen Verlust, schwur aber auch sogleich, den ersten Franzosen, den er erwischen werde, zum Lohne dafür zu ermorden.

Eine Menge solcher Geschichtchen fielen täglich vor, und obgleich sie in einem andern Lande wenig zu bedeuten gehabt haben würden, so erhöhten sie doch hier die Erbitterung der Spanier gegen die Franzosen immer mehr.

Endlich traf die Nachricht von der Eroberung Tarragonas ein und verbreitete unter den Franzosen große Freude, unter den Spaniern aber Trauer; doch ließen sie sich durch keinen Unglücksfall niederschlagen, sondern ihr Muth und ihre Verwegenheit schienen immer mehr zuzunehmen. Die Festung hatte gegen zwei Monate lang dem Feinde muthig widerstanden, endlich aber doch der Ausdauer und Tapferkeit der französischen Truppen unterliegen müssen und Suchet war am 28. Junius 1811 durch Sturm in ihren Besitz gekommen. Da nun alle festen Plätze Cataloniens in den Händen der Franzosen waren, beschloß man, das Königreich Valencia zu überziehen, vorher aber sollte noch eine Unternehmung ausgeführt werden, zu der auch ich mitwirken mußte.

Neuntes Kapitel.

Eroberung des Montserrat. — Zug nach Valencia. — Raubgier der Franzosen und noch schlechtere Aufführung der Engländer. — Ankunft in Benincarlo. — Zug gegen die Guerillas. — Verrätherei der Bewohner von Benincarlo. — Rückzug nach Torre de Almasona. — Ankunft bei der Armee. — Gefecht bei Arnal. — Uebergang über den Guadalquivir.

Gewiß haben die meisten meiner Leser von dem Montserrat gehört; denn kein Reisender, der Catalonien durchzog, hat diesen merkwürdigen Ort zu besuchen unterlassen. Dieser Berg hat den Namen von seiner einer Säge ähnlichen Gestalt, noch mehr gleicht er, wegen seiner vielen spitzigen Gipfel, den an einem Dache herabhängenden kleinen und großen Eiszapfen,

wenn man sich diese aufwärts gerichtet denkt. Er liegt mitten in einer Ebene von bedeutendem Umfange, die von mehreren Bächen und Flüssen durchströmt wird und zu den fruchtbarsten Distrikten Spaniens gehört. Ungefähr in der Mitte dieses merkwürdigen Berges befindet sich ein berühmtes Kloster, das 2 bis 300 Bewohner zählt, und welches jetzt von den Spaniern befestigt worden war. Der Marquis Eroles befehligte die Garnison und fügte von hier aus den Franzosen den empfindlichsten Schaden zu. Es waren unter dem Kloster mehrere Batterien angelegt worden, welche den hinaufführenden Weg deckten, und jedem andringenden Feinde Tod und Verderben drohten. Da Eroles die vorüberziehenden Truppen und Transporte beunruhigte und jede Aufforderung zur Uebergabe dieses festen Punktes blos mit Kugeln beantwortet hatte, so beschloß man, alles zur Einnahme dieses wichtigen Platzes aufzubieten.

Zwei Wege führten nach dem Kloster hinauf; der eine, der zugänglichste, wurde durch die Batterien sehr gut vertheidigt, der andere war ein bloßer Fußsteig, den man nur mit Mühe erklimmen konnte. Das Kloster selbst glich eher einer kleinen Stadt, als

einem blos von Mönchen bewohnten Gebäude; denn alle mit den Bewohnern des Klosters in Verbindung stehende Handwerker und Arbeiter wohnen in der Nähe in kleinern Häusern, die alle an dem Rande eines steilen Abgrundes stehen. Auf den verschiedenen Gipfeln des Gebirges sah man viele Einsiedlerhütten, in denen es sich eben nicht allzu bequem wohnen mag.

Zu der Eroberung des Klosters wurden alle nur irgend entbehrlichen Truppen aufgeboten, und so mußte denn auch das Marsch-Bataillon, bei welchem ich mich befand, von Villafranca ausrücken. Auf dem Montserrat wähnte man sich jetzt sehr sicher, weil die meisten französischen Truppen nach der Grenze der Provinz Valencia gezogen waren; aber eben deßhalb hatte Suchet diesen Moment erwählt, und der ganze Anschlag war so geheim geblieben, daß die Garnison nichts von unserm Anzuge erfuhr, bis wir schon an dem Fuße des Gebirges standen.

In der Nacht des 25. Julius langten wir an unserem Bestimmungsorte an, und sogleich begann die Berennung des Berges. Das Unternehmen war nicht so schwierig, als man gefürchtet hatte; in wenig Stunden waren die gefährlichsten Batterien ge-

nommen und die Franzosen, besonders das 114te Regiment, klimmten wie Gemsen Berg auf, sprangen von einem Felsstücke auf das andere, und am Abend waren wir im Besitze dieses wichtigen, von 2000 Mann besetzten Punktes, dessen Einnahme uns verhältnißmäßig wenig Menschen gekostet hatte, und wo wir eine außerordentliche Menge Munition und andere Kriegsvorräthe fanden.

Ungesäumt zogen nun fast alle Truppen nach Valencia zu, auch mein Bataillon begab sich zu dem Heere, das sich bei Tortosa versammelte, und nach wenig Tagen befand ich mich wieder unter meinen Kameraden, die mich dieses Mal besser empfingen, als nach meiner Flucht aus Tortosa.

Zu Ende des August betraten wir das Königreich Valencia, eine der reichsten und glücklichsten Provinzen Spaniens, es gleicht von einer Grenze zur andern einem fruchtbaren Garten, der von vielen klaren Bächen und Flüssen durchströmt wird. Man findet hier Getreide, Wein, Oel, Reis und alle Früchte des Südens im Ueberflusse; und da seit dem Jahre 1808, wo der Marschall Moncey Valencia angegriffen hatte, wenig Franzosen hieher gekommen

waren, so war das Land noch nicht erschöpft und bot den französischen Schaaren eine reiche Beute dar. Die Armee hatte eine Zeit in der Gegend von Amposta und Repita gelegen, bis alle Truppen aus Catalonien herbei gekommen waren, und jetzt ging es vorwärts, um alle Schrecken des Krieges in diese friedliche Provinz zu tragen.

Auch hier fanden wir, wie überall in Spanien, die Dörfer verödet und die Einwohner entflohen, aber wenigstens hatten wir hier keinen Mangel zu fürchten; denn die Keller und Böden waren allenthalben gefüllt. Wir fanden eine Menge großer mit Oel gefüllter Steinkrüge und vieles Mehl, woraus wir eine Art Pfannkuchen backten, die uns statt des Brotes dienten, und zu denen der vortreffliche Wein uns ganz herrlich schmeckte. Nicht minder angenehm waren uns die zahllosen Büchsen, mit kleinen, in Oel eingemachten Würstchen angefüllt, deren mit grünem spanischen Pfeffer gewürzter Inhalt eine sehr gute Speise abgab. Auch die Häuser fanden wir hier weit besser eingerichtet und reinlicher, als in Catalonien. Die bedeutenden Vorräthe von roher Seide, die wir fast überall antrafen, dienten uns nicht selten zum

Nachtlager, das an Werth vielleicht das Bette manches Fürsten übertraf. Die herrlichsten Orangen-, Oliven- und Mandel-Haine wechselten mit den schönsten von Trauben bedeckten Weinbergen ab; kurz, es war uns zu Muthe, als wenn wir ein Feenreich betreten hätten. Auch die Habsucht der Soldaten wurde in diesen Gegenden reichlich befriedigt, weil die Franzosen hier noch nie festen Fuß gefaßt hatten. Mit der den französischen Truppen wohl durch Uebung erworbenen Gewandheit, spürten sie alle verborgenen Schätze aus, und es verging kein Tag, ja fast keine Stunde, ohne daß irgend ein bedeutender Fund gethan wurde. Goldene und silberne Geräthe aller Art sah man damals in den Händen der meisten Soldaten; aber dieser Reichthum diente zu nichts, als daß der, welcher ihn besaß, schwerer zu tragen hatte, als die andern; denn da wir mit den Einwohnern fast in gar keinem Verkehre standen, so war der Verkauf solcher geraubten Sachen fast nicht möglich.

Man darf übrigens nicht glauben, daß diese Diebstähle und Räubereien von den commandirenden Offizieren gebilligt worden wäre. Bei kleinen Vergehen drückte man allerdings die Augen zu, wie das im

Kriege gewöhnlich der Fall ist, gröbere Verbrechen aber ließ der brave Suchet niemals ungestraft hingehen, wenn sie zu seiner Kunde kamen; aber selten trat ein Kläger auf, und dann waren die Thäter immer sehr schwer auszumitteln; denn wer wollte wohl die Tornister der ganzen Armee untersuchen. Man hat nicht selten den damals commandirenden Generalen den Vorwurf gemacht, daß sie selbst sich durch Räubereien zu bereichern gewußt hätten, was auch wohl oft der Fall gewesen sein mag; aber in der Nähe des Marschall Suchet wurde so etwas nicht geduldet; denn dieser vortreffliche Anführer that alles, was er zur Schonung des Landes nur thun konnte. Freilich konnte eine so zahlreiche Armee, die ohne Magazine vorrückte, in einem Lande, wo die Bewohner bei der Annäherung der Truppen entflohen oder ihnen feindlich entgegen traten, sich ohne Plünderung nicht wohl erhalten. Ferner war es unmöglich, Soldaten, die seit so langer Zeit den tödtlichen Haß der Spanier kennen gelernt hatten, die nach einem siegreichen, hitzigen Gefechte doppelt aufgeregt waren, von allen Ausschweifungen abzuhalten. Ich will übrigens die Franzosen keineswegs entschuldigen; aber sie machten es

wirklich noch lange nicht so arg, als die Hülfstruppen der Spanier, die Engländer, die sich für das erste Volk der Erde halten und so viel Wesen von ihrer Menschenliebe machten. Zur Bestätigung dieser Behauptung will ich nur zwei Beispiele anführen, deren Wahrheit ich verbürgen kann.

Bei der Einnahme von Badajoz drangen diese so oft gepriesenen Engländer, nach Vertreibung der Franzosen, in die Kirchen, erbrachen die Gewölbe und plünderten alles. Die Frauen und Töchter derer, denen sie zu Hülfe eilten, opferten sie ihren niedrigen Lüsten. Der zweite mir bekannt gewordene Fall war bei der Eroberung von St. Sebastian, wo sie die friedlichen Bewohner dieser Festung, ein rohes zwar, aber ihnen nicht im mindesten feindlich gesinntes Volk ohne Erbarmen niederhieben, bei welcher Gelegenheit sie von den Portugiesen, die sich mit weit mehr Mäßigung benahmen, sehr beschämt wurden.

Auch die Spanier betrugen sich gegen ihre eignen Landsleute keineswegs so, wie sie sollten. Unter dem Vorwande des Patriotismus zogen faule, nichtsnutzige Tagediebe von einer Guerilla zu der andern, und plünderten ihre wohlhabendern Landsleute, die oft

mehr zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks und zur Vertilgung der Franzosen thaten, als sie. Ohne Zweifel hat man manche That, die in jener Zeit von den Spaniern oder Engländern selbst begangen worden, den Franzosen zur Last gelegt; weil man den Feinden gern alles mögliche Böse zutraute, und von den eigenen Landsleuten, wie von den treuen Alliirten, die man verehrte und denen man alle möglichen Gefälligkeiten erwies, nicht erwartete.

Die Bewohner des Königreichs Valencia erschienen mir, so viel ich sie kennen lernte, als die heitersten, lebenslustigsten und leichtsinnigsten Spanier; dabei zeichneten sie sich nicht allein durch Kühnheit und Verwegenheit, sondern auch durch Verschmitztheit und Verrätherei aus, wovon wir mehr als einen Beweis erlebten, was folgender Vorfall bezeugen mag.

Als sich das französische Heer vorwärts gegen Marviedro und gegen die andern, dicht an der Küste liegenden, kleinen Forts bewegte, wurde unser Bataillon, das, durch die vor kurzem angelangten Conscribirten, wieder bis zu 700 Mann angewachsen war, nach Benincarlo gelegt, um die Verbindung des Heers zu sichern, das benachbarte Peniscola zu

beobachten und zugleich um unsere Rekruten noch etwas einzuüben.

Das wegen seines vortrefflichen Weins berühmte Benincarlo, ist zwar nur ein Flecken, aber so bedeutend und volkreich, als manche Stadt. Wir wurden bei den Bewohnern einquartirt, und diese schienen es sehr gut mit uns zu meinen; sie gaben uns alles, was wir nur begehrten, und unser Commandant wendete alle möglichen Maaßregeln an, um Ordnung, Ruhe und Eintracht zwischen uns und den Bürgern zu erhalten. Es mochten etwa 14 Tage ruhig verflossen sein, als wir eines Abends heimlich beordert wurden, in dieser Nacht gegen eine nicht fern von hier stehende Guerilla von einigen tausend Mann, die der Partheigänger Manso commandirte, auszurücken und sie zu vernichten oder wenigstens zu zerstreuen. Nach den Nachrichten unserer Kundschafter sollte dies Corps zwischen Cervera und San Maleo stehen und willens sein, uns nächstens einen Besuch abzustatten. So sehr man sich französischer Seits bemühte, die Sache heimlich zu halten, so war es doch unmöglich, den Bewohnern den Abmarsch zu verheimlichen; indessen beeilte man sich so sehr und traf so zweckmäßige Vor-

kehrungen, daß wir bestimmt darauf rechnen konnten, zu gleicher Zeit oder wenigstens kurz nach der Nachricht von unserem Anzuge bei den Feinden einzutreffen.

Gegen 11 Uhr in der Nacht zog die Colonne, unter Anführung eines spanischen Kundschafters, aus Benincarlo, wo wir unsere Kranken, unter einer schwachen Bedeckung und im Vertrauen auf die Treue der Einwohner, zurückließen, nach Cervera zu. Der letzte Ort ist 5 bis 6 Leguas von Benincarlo entfernt, liegt dicht am Fuße des Gebirges San Maleo, aber in der Mitte des Gebirges selbst. Die Nacht war ziemlich hell, weshalb wir, um nicht aus der Ferne schon bemerkt zu werden, unser weißes Lederzeug umgewendet hatten. Die Voltigeur-Compagnie bildete die Spitze der Colonne, und wir marschirten so leise, daß wir gewiß nicht in der Entfernung von einigen hundert Schritten gehört werden konnten; selbst die Pferde der wenigen Dragoner des 24sten Regiments, die uns begleiteten, schienen zu wissen, daß die größte Stille nöthig sei; denn man hörte nicht das mindeste Schnauben oder Brausen.

Plötzlich hörten wir in unserer Nähe einzelne,

rasch auf einander folgende Hufschläge. Schnell sprengten unsere Dragoner nach der Gegend hin, und bald darauf kehrten sie mit dem Herrn Pfarrer und Kirchner einer der Kirchen von Benincarlo zurück. Beide baten um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, sie frei zu lassen; aber es geschah nicht, und um so weniger, da wir in dem Pfarrer denselben Geistlichen erkannten, der uns in seiner Kirche so oft den Segen ertheilt hatte. Natürlich konnten sie jetzt weiter nicht verhört werden, sondern sie wurden gefesselt und an einander gebunden der Hinterwache übergeben, und wir rückten weiter. Noch ehe wir aber Cervera erreichten, kamen uns die Spanier entgegen, thaten jedoch nur einige Schüsse auf uns, wodurch uns wenig Schaden gethan wurde, und zogen sich dann theils über ein kleines, nahe bei Cervera vorüberziehendes Flüßchen und theils in die Gebirge zurück. Unser Anführer hatte keineswegs Lust, die Feinde in das Gebirge zu verfolgen, sondern er beschloß, Cervera anzugreifen, wo sich ganz bestimmt noch ein Theil der Guerillas befinden mußte. Dieser Entschluß kam den Spaniern unerwartet; denn sie hatten sich nur deßhalb in die Gebirge zurückgezogen, um uns dorthin

zu locken, und mit Hülfe einer zu unserer Linken verborgenen Schaar und unter dem Beistande der in Cervera zurückgebliebenen Guerillas zu vernichten.

Als wir uns Cervera näherten, leisteten die in dem Orte befindlichen Spanier nur geringen Widerstand und zogen sich dann ebenfalls in das Gebirge zurück; aber ehe sie es erreicht hatten, holten wir sie ein, und jetzt, als eben der Tag anbrach, begann ein hitziger Kampf. Hier hielten sich die Spanier sehr tapfer, doch konnten sie unserer geregelten Kriegskunst auf die Länge nicht widerstehen, und als sie nach einigen Stunden von dem mit Leichen bedeckten Kampfplatze zurück zu weichen anfingen, erschien plötzlich ein Detaschement vom vierten Husaren-Regimente und hieb auf die Feinde ein, worauf diese mit furchtbarem Geschrei die Flucht ergriffen und sich wie gewöhnlich in die Gebirge zu retten suchten.

Jetzt erfuhren wir denn auch, daß wir auf diesem Zuge leicht hätten unsern Tod finden können; denn der Kundschafter, durch den wir von der Anwesenheit der Feinde in dieser Gegend benachrichtigt worden waren, hatte uns zwar nicht belogen, aber er war von den Spaniern selbst abgeschickt worden, um uns

in jener Nacht in das Gebirge zu führen. Zufällig waren wir etwas später ausmarschirt, als man geglaubt hatte; Manso war mit seiner Guerilla weiter vorgerückt, als er eigentlich sollte, und dadurch wurde der gut angelegte Plan vereitelt. Der Pfarrer hatte eingesehen, daß es nöthig sei, die Guerillas von der spätern Ankunft der Franzosen zu benachrichtigen, war deßhalb mit dem Sacristan schnell zu Pferde gestiegen und seinen Freunden entgegengeeilt, auf welchem Wege wir ihn glücklicherweise erwischten.

Die Husaren, etwa 150 an der Zahl, die so unerwartet das Gefecht zu unserm Gunsten entschieden, waren im Begriff, zu ihrem Regimente zu stoßen, und hatten die Nacht in Carrascol zugebracht, waren bei den ersten Schüssen, die sie vernommen, von ihrer Straße ab und mit verhängtem Zügel dem Kampfplatze zugeeilt, wo sie eben zu rechter Zeit eintrafen, um die Spanier gänzlich in die Flucht zu schlagen.

Unser muthiger Befehlshaber, der selbst eine leichte Wunde an der Hand erhalten hatte, gab nun Befehl zum Rückzuge. Die Gefangenen mußten unsere Verwundeten führen oder tragen, wie es gehen

wollte, und die Husaren, die mit uns zurückkehrten, gaben willig ihre Pferde zum Transport der schwer Blessirten her, die wir unmöglich der Rache unserer grausamen Feinde überlassen konnten.

Gegen Abend langten wir wieder zu Benincarlo an, und fanden hier auch nicht einen einzigen der zurückgelassenen Franzosen; alle waren ermordet oder gefangen fortgeführt. Als bei unserm Einzuge die Trommeln erklangen und bewiesen, daß sich wieder französische Truppen in dem Flecken befanden, kamen einige, die sich in der Dunkelheit der Nacht verborgen und so gerettet hatten, wieder zum Vorschein und berichteten, daß kurz nach unserm Abmarsche nicht allein die Einwohner des Ortes, sondern auch eine Menge auswärtiger Spanier sich versammelt, bald die schwache Besatzung des Hospitals übermannt und dann die Kranken, die zurückgebliebenen Frauen und die Bedienten der Offiziere niedergemacht hätten, was sie ungestraft thun zu können glaubten, weil sie in dem Wahne standen, wir würden niemals zurückkehren.

Jetzt sollte ein strenges Strafgericht über die Bewohner von Benincarlo ergehen; aber fast alle waren

entflohen, und wenn wir ihre Häuser niedergebrannt und zerstört hätten, so hätten wir uns dadurch selbst den größten Schaden zugefügt, weil eine der zur Armee führenden Straßen hier durch ging und der Ort als Etappe benutzt werden mußte. Der Herr Pfarrer und sein Kirchner kamen indessen nicht so ungestraft davon, sie wurden in ein strenges Verhör genommen und, nachdem sie ihre Verrätherei eingestanden hatten, im vollen Ornate, so wie man sie gefangen genommen hatte, erschossen.

Nach einigen Tagen, als ich mit einem meiner Kameraden einen kleinen Spaziergang außerhalb des Fleckens gewagt hatte, denn weit durften wir uns nicht verlaufen, bemerkten wir eine Menge der großen Geier, die man in Spanien so häufig sieht, nach einer hinter dem Felsen verborgenen Stelle fliegen. Aus Neugierde näherten wir uns dem Platze und fanden den Leichnam einer bei unserm Bataillone befindlichen Frau, den wir nur noch an ihren Kleidern erkannten; denn ihr Gesicht und ein Theil des Körpers war von den begierigen Vögeln, die sich nicht einmal durch unsere Erscheinung verscheuchen ließen, völlig zerfleischt worden. Mit Schaudern wendeten wir uns

von diesem gräßlichen Anblicke ab, kehrten in unser Quartier zurück und benachrichtigten den Mann der Ermordeten, die wahrscheinlich in jener Nacht mit umgekommen war, von unserer Entdeckung, der auch nicht verfehlte, den Leichnam noch an demselben Tage beerdigen zu lassen.

Mit wechselndem Glücke hielten wir uns noch sechs Wochen lang, bis zu Anfang Novembers 1811, in dieser Gegend, dann aber sahen wir uns genöthigt, zurück oder vielmehr vorwärts zu gehen; denn der General Lascy zog mit einem zahlreichen Heere gegen uns an, und wenn wir nicht bei Zeiten davon unterrichtet worden wären, so würden wir den Feinden wohl schwerlich entkommen sein. Die drei Tage, deren wir bedurften, um zu dem nächsten französischen Armee-Corps zu stoßen, gehören ohne Zweifel zu den gefahrvollsten meines Lebens. Die ganze Bevölkerung der Umgegend erhob sich zu unserer Vernichtung, nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Kinder ergriffen die Waffen, um uns zu vernichten und wurden von dem Vortrabe des lascyschen Corps unterstützt.

Die erste Nacht brachten wir in dem Gebirgsorte

San Maleo zu, nicht etwa in den Häusern, sondern unter freiem Himmel und fast beständig unterm Gewehre. Glücklicherweise hatte unser Commandeur eine so vortheilhafte Stellung eingenommen, daß wir keinen ernstlichen Angriff zu fürchten hatten; aber unsere äußern Feldwachen und Vorposten wurden fortwährend beunruhigt, und nur durch unsere Vorsicht entgingen wir der drohenden Gefahr. Obgleich unausgesetzt Patrouillen von einem Posten zum andern gesendet wurden und wir schon von 2 Uhr Morgens an unter den Waffen standen, wurde doch die ziemlich starke Mannschaft, die, um Wein zu holen, in den Flecken gegangen war, angegriffen und mußte, mit Zurücklassung aller ihrer Gefäße, die Flucht ergreifen.

Am andern Morgen brachen wir früh auf; denn heute hatten wir eine noch gefährlichere Gegend zu durchziehen, als gestern. Die Wege führten durch das Gebirge und waren an sich schon schlecht genug; aber unsere Feinde hatten sich bemüht, sie durch Verhaue, große Steine und dergl. noch unzugänglicher zu machen. Ueberdies schossen sie von den unzugänglichen Felsklippen unausgesetzt auf uns herab, doch ohne uns

großen Schaden zu thun, weil sie sich nicht nahe genug heran wagten. Bis Salsatella waren wir auf der eigentlichen Landstraße geblieben, von dort an aber zogen wir rechts und kamen nach Tor de Emplesola, wo wir einen Theil der Mannschaft des siebenten Regiments trafen, die hier fouragirten. Sehr erfreut über dieses Zusammentreffen, blieben wir die Nacht hier und genossen, weil wir jetzt zahlreicher waren, etwas mehr, wenn gleich nicht ganz vollständige Ruhe.

Als wir am dritten Tage einige Stunden zurückgelegt hatten, nahm die Zahl unserer Feinde allmälich ab, und endlich verschwanden sie gänzlich, weil wir die Gebirge verließen und der französischen Armee, die sich hier versammelt hatte, um die unter Blake stehenden Spanier zu erwarten oder sie aufzusuchen, näher kamen. Die Franzosen hatten fortwährend kleinere und größere Gefechte zu bestehen gehabt; aber Blake war mit seiner Hauptmacht noch nicht erschienen, sondern stand bei Valencia, von wo aus er einige Mal gegen die Marviedro belagernden Truppen angerückt war; allein seine Colonnen waren jeder Zeit mit Verlust zurückgeschlagen worden. Die immer zahl-

reicher werdenden Guerillas waren den hier versammelten Franzosen besonders dadurch nachtheilig, daß sie sie nöthigten, sich enger zusammen zu ziehen, und sie zugleich an dem so nöthigen Fouragiren hinderten. Die Ernte war in diesem Jahre nicht sehr günstig ausgefallen, und die Soldaten waren nach ihrer gewöhnlichen, leichtsinnigen Weise mit den Vorräthen sehr verschwenderisch umgegangen, so daß auch aus diesem Grunde nöthig war, weiter vorzudringen und durch einen ernstlichen Angriff den Feind zu vertreiben.

Am 23. October rückte unser Regiment bei Arnal in die Linie, welche die Armee formirt hatte. Noch an demselben Abend erhielten wir frische Patronen und den Befehl, uns zum morgenden Kampfe zu rüsten. Mit Tagesanbruch begann das Plänkeln, und ehe eine halbe Stunde verfloß, waren wir im vollen Feuer und sendeten den Spaniern unzählige Kugeln zu, wurden aber von der Uebermacht hart gedrängt und mußten zurückweichen. Lange blieben wir jedoch nicht im Nachtheile, wir drangen wieder vor, nahmen die verlorne Stellung wieder ein, und besonders war unsere Artillerie, von einer kleinen Anhöhe aus, sehr wirksam und schleuderte Tod und

Verderben unter die mit lautem Geschrei andringenden Haufen der Spanier. Lange kämpfte man um den Sieg, und fast hätten die Spanier uns nochmals zum Weichen gebracht, als Suchets Kennerauge einige Mißgriffe des feindlichen Feldherrn bemerkte und diese durch einige rasch und gut ausgeführte Front-Veränderungen zu benutzen wußte. Zufolge dieses Manövers erstürmten wir mehrere Anhöhen mit dem Bajonette, und kurz darauf war die ganze spanische Armee auf dem Rückzuge nach den Ufern des Guadalquivir zu begriffen.

Nun ging es im Sturmschritte über das mit Leichen besäete Schlachtfeld, wo wir, außer den Todten, zahllose Verwundete fanden, die bei dem Vorrücken der Reiterei und Artillerie nicht immer geschont werden konnten. Was kümmert das auch dem fühllosen Krieger, der nur auf seine Erhaltung denkt und die schreckliche Lage solcher Verwundeten nicht eher berücksichtigt, als bis ihm ein gleiches Loos zu Theil geworden. Die Beute dieses Tages war groß, aber auch theuer erkauft; denn viele unserer bravsten Streiter deckten das Schlachtfeld. Auch unser Regiment hatte bei der Verfolgung des Feindes, in der Gegend

von Puebla de Valbona, jenseit der Landstraße, einen harten Kampf zu bestehen. Ein starkes Corps spanischer Cavallerie, das den Rückzug deckte und dem wir auf den Fersen saßen, machte plötzlich Kehrt und drang auf uns ein. Wir bildeten schnell ein Quarré; aber sie stürmten so ungestüm heran, daß sie es fast gesprengt hätten, wenn nicht ein Dragoner-Regiment im vollen Galopp uns zu Hülfe gekommen wäre, worauf sie die Flucht ergriffen, sich auf ihre eigene Infanterie warfen und dadurch unsern braven Dragonern Gelegenheit gaben, unter dem in Verwirrung gerathenen Fußvolke ein großes Blutbad anzurichten.

Von jetzt an drangen wir ohne Widerstand bis an das Ufer des nicht weit entfernten Guadalquivir; denn die feindliche Armee war durch den großen Verlust, den sie erlitten, so entmuthigt worden, daß sie sich, ohne einen neuen Versuch gegen uns zu wagen, in das dicht bei Valencia errichtete, verschanzte Lager zurückzog. Die meisten über den Fluß führenden Brücken hatten die Spanier abgebrochen und die andern so verschanzt, daß uns nichts übrig blieb, als den Uebergang mit Gewalt zu erzwingen.

Unser Heer wurde durch bedeutende Verstärkungen, die uns der General Cafarelli zuführte, vermehrt, und nachdem wir erfahren hatten, daß die weiter unten nach dem Meere zu stehenden Truppen den Fluß schon passirt und sich einer Vorstadt und des Hafens von Valencia bemächtigt hatten, rückten wir dicht an den Fluß, errichteten mehrere Batterien und arbeiteten sämmtlich an der Schlagung der nöthigen Brücken. Alles ging so gut von statten, daß am 25. Decbr. um Mittag sich fast die ganze französische Armee auf dem andern Ufer des Flusses befand. Hier aber traten uns neue Schwierigkeiten entgegen. Es wird nämlich in der Umgegend von Valencia sehr viel Reis gebaut, und die dazu bestimmten Felder hatte man mittelst vieler Gräben, aus dem Flusse und aus den sich in diesen ergießenden Bächen, gänzlich überschwemmt, so daß eine mehrere Stunden große, unter Wasser stehende Ebene vor uns lag, auf deren morastigen, von vielen tiefen Gräben durchschnittenen Boden weder die Infanterie, noch Cavallerie agiren konnte. Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden sogleich eine Menge Arbeiter angestellt, die durch Dämme den ferneren Zufluß des Wassers hemmten und durch

Abzugsgräben das auf den Feldern stehende Wasser ableiteten.

Noch ehe diese Arbeit völlig beendigt war, rückten wir vor, obgleich die Pferde noch sehr tief in den morastigen Boden einsanken, griffen ohne Verzug den Feind auf allen Punkten an und trieben ihn nach der Stadt Valencia zurück.

Zehntes Kapitel.

Belagerung von Valencia. — Einnahme der Stadt. — Glücklicher Fund bei der Plünderung eines Hauses. — Aufenthalt in Valencia. — Schilderung der Stadt und der Bewohner. — Kleines Abentheuer mit einer schönen Spanierin. — Zug gegen die Guerillas nach Utiel. — Ich werde verwundet und ins Hospital gebracht.

Am 5. Januar 1812 verließ der Feind sein verschanztes Lager und zog sich nach der Stadt Valencia zurück, die nun sogleich belagert und mit unserm eigenen, wie mit dem in dem Lager erbeuteten Geschütz ernstlich beschossen wurde. Unsere Division erhielt ihren Posten in der Nähe der Dörfer Manniſes und Quarta, wo der Boden sehr morastig und von vielen

Gräben durchschnitten war; ein Uebel, das durch den stromweise herabstürzenden Regen noch verschlimmert wurde. Die umliegenden Ortschaften mußten uns Stroh zur Bedeckung unserer halb in die Erde gegrabenen Hütten liefern, damit wir wenigstens gegen das Wetter geschützt waren, und in der Hoffnung, bald Herrn von Valencia zu sein, hielten wir muthig alle Beschwerden des Dienstes aus.

Die Belagerungsarbeiten wurden mit der größten Thätigkeit betrieben, und man setzte der Stadt, die von den Belagerten mit vielem Muthe und vieler Ausdauer vertheidigt wurde, wacker zu. Selbst auf den Thürmen hatten sie Kanonen aufgestellt, aus denen sie uns beschossen, und besonders zeichnete sich ein alter, eckiger, beinahe in der Mitte der Stadt gelegener Thurm, der Micalet genannt, durch sein lebhaftes Feuer aus.

Dicht vor Valencia, doch außer dem Bereiche der eigentlichen Festungswerke, lag ein Capuziner-Kloster, das die Spanier einigermaßen befestigt, mit Schießlöchern versehen und mit einigen hundert Mann besetzt hatten. Von diesem Punkte aus beunruhigten sie unsere Arbeiter fortwährend; je näher unsere Gra-

ben dem Kloster kamen, desto mehr Schaden that uns die Besatzung, so daß es Suchet für nöthig hielt, die Feinde um jeden Preis daraus zu vertreiben. Da früher mehrere ähnliche Versuche mißlungen waren, so wurde dieses Mal mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen und erst in der Dunkelheit der Nacht angerückt. Die zur Einnahme bestimmten Truppen bestanden aus der Hälfte unseres Bataillons, einer Compagnie Sappeurs und etwa hundert Mann, die mit Hacken und Schaufeln versehen waren. Wir schlichen uns behutsam an das Kloster, und während auf die an allen Fenstern versammelte Besatzung ein lebhaftes Feuer unterhalten wurde, bemühten sich die Sappeurs an mehreren Stellen die Mauern zu sprengen, und nach kurzer Zeit schon hatten sie einige Löcher gemacht, durch welche wir eindringen konnten. So bald die Besatzung diese ihr drohende Gefahr bemerkte, verlor sie den Muth und entfloh in der größten Eile nach der Stadt. Eben so eilig bemächtigten wir uns aller von ihnen zurückgelassenen brauchbaren Gegenstände und zerstörten das Kloster, so gut es gehen wollte; denn die Belagerten hatten, sobald das Kloster in unsere Hände gekommen war, mehrere Ka-

nonen darauf gerichtet, so daß wir nicht im Stande waren, es zu behaupten.

Fast ununterbrochen dauerte die Kanonade von beiden Seiten bis zum 9. Januar fort, und schon standen wir zum Sturme bereit, dicht unter den Wällen, als die Belagerten plötzlich das Feuer einstellten und zu capituliren begehrten. Noch an demselben Abend besetzten unsere Truppen alle Thore dieser, mit Einschluß der Besatzung, fast 200,000 Menschen enthaltenden Stadt, und am andern Morgen marschirte die Garnison mit allen Kriegsehren aus dem Thore Serano und streckte jenseits der Brücke auf dem andern Ufer des Stromes das Gewehr.

Unsere Division wurde zur Besetzung der Stadt bestimmt, und der von einer schweren Wunde eben wieder genesene General Robert zum Commandanten ernannt; die übrigen Truppen marschirten größtentheils vorwärts, um den Feind zu verfolgen und aus den andern festen Plätzen zu vertreiben. Ein ansehnliches Corps wurde zum Transport der über 16,000 Mann betragenden Kriegsgefangenen bestimmt. Viele Thränen flossen bei dem Abmarsche dieser Gefangenen; denn es befanden sich nicht wenig Bewohner der

Stadt und der Umgegend unter ihnen, denen ihre Frauen und Kinder unter großen Wehklagen nachfolgten.

Obgleich die Stadt durch Capitulation übergegangen war, so kann man sich doch leicht denken, daß es bei der Besetzung nicht ohne Unordnungen abging, und die strengen Befehle, die man gegeben hatte, wurden nur zu oft übertreten; ja, ich selbst gehörte mit zu der Zahl der Uebertreter. Einige meiner Kameraden hatten mich verleitet, die Wachsamkeit unseres Hauptmanns zu täuschen; wir schlichen zu der Hinterthür eines schönen Hauses in der Vorstadt Serano hinein, in der Hoffnung, hier eine gute Beute zu machen. Wir fanden in dem Hause alles in der größten Unordnung; die Bewohner waren sämmtlich entflohen, die Thüren waren aufgeschlagen, Schränke, Kasten und dergl. zertrümmert und beraubt, und diese Zerstörung konnte niemand anders angerichtet haben, als die Spanier selbst; denn wir waren die ersten Franzosen, die in diesen Theil der Stadt kamen. Allem Anscheine nach, hatte man uns hier nicht viel übrig gelassen, und schon wollten wir mit leeren Händen abziehen, als wir in einem Zimmer des untern

Stockwerks einen großen Vorrath roher Seide bemerkten, die, wie alles im ganzen Hause unordentlich durch einander lag. Ich war, ohne darauf zu achten, vorüber gegangen; aber einer meiner Kameraden, ein alter Soldat, der viele Uebung in solchen Sachen hatte, stach mit seinem Ladestocke hinein und meinte, es komme ihm vor, als wenn der Fußboden hohl wäre. Rasch wurde nun ein Theil der Seide weggeräumt; aber anfangs fanden wir nichts, als den mit Sand bedeckten Boden, auf welchem Bretter gelegt waren, damit die Seide nicht schmutzig werden sollte; endlich kamen wir auf ein unter dem Sande liegendes großes Brett, und als wir an dieser Stelle auch den Sand bei Seite geschafft hatten, entdeckten wir eine Fallthüre. Sie wurde rasch geöffnet; aber keiner hatte Lust, die finstere Treppe so allein hinabzusteigen. Es wurde also beschlossen, daß zwei von uns mit brennenden Lichtern hinabsteigen und der dritte an der Thüre Wache stehen sollte. Die Lichter waren bald herbeigeschafft; denn damals führte fast jeder Soldat ein Stück Wachslicht, am liebsten von einer dicken Kirchenkerze, in der Patrontasche, und mit Feuerzeug und Schwefel waren wir ebenfalls versehen.

Ich stieg also vorsichtig mit einem meiner Kameraden die Treppe herab; aber es ergab sich bald, daß wir hier wenigstens nichts zu befürchten hatten. Wir befanden uns nämlich in einem kleinen, finstern Speisegewölbe, das mit allerlei Lebensmitteln und mancherlei Getränken angefüllt war. Auf der Stelle wurden mehrere Flaschen geöffnet, der Inhalt versucht und für köstlichen Wein von Alicante erkannt; daß alles konnte uns indessen wenig helfen, wir suchten nach ganz anderer Beute, fanden aber nichts, als ein kleines in der Mauer eingepaßtes Madonnenbild, vor welchem mein Kamerad, der zwar ein geborner Katholik war, aber eigentlich gar keine Religion besaß, stehen blieb, und aus Verdruß über unser mißlungenes Unternehmen, mit einem gräßlichen Fluche das Bild, mittelst seines Gewehres, zertrümmerte. Wie groß war aber unser Erstaunen, als sich hinter dem Bilde eine Oeffnung uns zeigte; wir sprangen schnell hinzu, leuchteten mit unsern Kerzen hinein und fanden ein starkes eisernes, viereckiges Kästchen, dessen Gewicht uns die beste Hoffnung gab. Mit vor Freude blitzenden Augen wurde das Kästchen herausgetragen, nicht ohne Mühe zertrümmert und der Inhalt unter-

sucht. Wir fanden mehrere goldene Ketten, Ringe, Nadeln und dergl., Schmuck und Kostbarkeiten, nebst einem Beutel voll spanischer Piaster, die nicht rund, wie unsere Münzen, sondern eckig sind, so wie sie von den Silberbarren abgehauen worden.

Brüderlich theilten wir unsern Raub, zwar nicht mit der Goldwage, aber doch so, daß ein jeder zufrieden war. Dann nahm jeder noch eine Flasche Wein, und eben wollten wir zur Thüre hinaus, als wir ein Geräusch vernahmen, das aus dem Innern des Hauses zu kommen schien. Wir blieben stehen und lauschten, verhielten uns aber ganz ruhig. Jetzt hörten wir mehrere Stimmen, und als wir mit gefälltem Bajonett und mit gespenntem Hahn die Treppe hinaufsprangen, sahen wir drei spanische Offiziere und ein Frauenzimmer, die, als sie uns bemerkten, in ein geöffnetes Zimmer zurückfliehen wollten. „Halt!" riefen wir alle Drei zugleich, „oder Ihr müßt sterben!" Das Frauenzimmer schrie laut auf und stürzte dann vor Schrecken zu Boden, die Offiziere aber kamen mit gezogenem Degen auf uns los und wollten sich vertheidigen. Da sie keine andere Waffen, als ihren Degen hatten, so hätten wir sie leicht nieder-

schießen können; aber ohne Noth durften wir keinen Lärm machen, weil sonst die Franzosen herbeigekommen, und wir wahrscheinlich bestraft worden wären. Wir fragten sie also nochmals mit drohender Stimme, ob sie sich ergeben wollten. Sie warfen uns ihre Degen zu, und fingen sogleich an zu fragen, ob wir sie nicht gegen eine anständige Vergeltung entfliehen lassen wollten. Da uns mehr an baarem Gelde, als an Gefangenen gelegen war, so wurden wir bald mit einander einig; der Eine gab eine schöne goldene Uhr, der Andere eine starke goldene Dose und der Dritte einen kostbaren Ring. Wir aber bewiesen uns als großmüthige Sieger, gaben ihnen ihre Kostbarkeiten zurück und begnügten uns mit einigen Goldstücken, welche uns die, mittlerweile wieder zur Besinnung gekommene, Dame reichte. Es war ein wunderschönes Frauenzimmer, und sie bat uns so flehentlich, ihre armen Landsleute nicht in die Gefangenschaft zu schleppen, daß diese es am meisten den Bitten der schönen Spanierin verdankten, daß wir sie frei ließen. Nachdem wir uns friedlich die Hände gereicht und auch die der schönen Frau kräftig gedrückt hatten, verließen wir das Haus und eilten zu unserm Regimente,

das eben in die Stadt marschiren wollte. Zu unserm Glücke herrschte an diesem Tage eben nicht die strengste Ordnung, man hatte uns noch gar nicht vermißt, und es widerfuhr uns nichts, als daß der Sergeantmajor uns einen kleinen Verweis gab, weil wir nicht zu rechter Zeit in unserm Gliede gewesen waren.

Die Stadt Valencia, die wir nun betraten, ist sehr bevölkert, aber nach alter Art eng und winkelich gebaut und hat nur wenig schöne Straßen; dieselben waren sämmtlich nicht gepflastert und in der jetzigen Jahreszeit so schmutzig, daß man bis über die Knöchel im Kothe badete. Mit Ausnahme der Klöster, deren es hier, wie in allen großen spanischen Städten, eine Unzahl giebt, enthält sie nur wenig große und schöne Palläste, doch zeichnen sich einige öffentliche Gebäude, besonders die Wohnung des Commandanten, vortheilhaft aus. Die größte Zierde Valencias ist ohne Zweifel der schöne Spaziergang, der aus der Stadt nach dem Grao oder Hafen führt; er besteht aus einer Allee, an deren beiden Seiten kleine Gebüsche und einzelne Baumgruppen sich befanden; natürlich hatte die ganze Anlage durch die Belagerung etwas gelitten, aber dafür erfreute sie uns jetzt auch, obgleich wir

kaum in der Mitte des Januar waren, durch ihr herrliches, frisches Grün; denn einen eigentlichen Winter kennt man hier gar nicht, sondern statt dessen eine kurze Regenzeit, und Schnee hatten selbst die ältesten Einwohner nicht erlebt.

Bei der nähern Untersuchung meiner Beute ergab sich, daß ich in den Besitz von 8 Ringen, die vom feinsten Golde und mit blitzenden Steinen besetzt waren, ferner von mehreren, ebenfalls mit Steinen besetzten Busennadeln, von einer goldenen Uhr, die wenigstens 4 bis 5 Loth wog und von 150 Thlr. baaren Geldes gelangt war. Zu meinem Leidwesen kannte ich den Werth meiner Kostbarkeiten nicht, wagte auch nicht, jemanden darum zu fragen, weil ich nicht bekannt werden lassen wollte, daß ich im Besitze eines solchen Schatzes war. Um bei meinen Kameraden keinen Argwohn zu erregen, lebte ich so sparsam als möglich, bis wir nach einigen Wochen auf drei Monate Sold erhielten, wodurch alle in den Stand gesetzt wurden, wieder etwas Geld aufgehen zu lassen. Jetzt konnte ich ohne Gefahr lustig von meinem Gelde leben, und das that ich denn auch.

Wir besuchten nicht selten die spanischen Schönen,

welche die französischen Thaler mit dem Napoleonskopf gern nahmen, obschon sie ihn nicht Bonaparte, sondern Malaparte nannten. An öffentlichen Orten und in den Wirthshäusern sahe man uns sehr gern, so lange wir Geld in der Tasche hatten. Bei näherer Bekanntschaft mit den Bewohnern fand ich, daß sie die lebenslustigsten Spanier waren, und in dieser Hinsicht einige Aehnlichkeit mit den Franzosen hatten. Wir vertrugen uns auch recht gut mit ihnen, und ich entsinne mich nicht, daß auch nur ein einziges Mal in einem Wirthshause Zank oder Streit ausgebrochen wäre. Es sah komisch aus, wenn die Frauen und Mädchen in bunten Reihen da saßen und ihre Cigarre oder gar ihr Pfeifchen rauchten; denn die Valencianerinnen verschmähen diesen Genuß keineswegs, sondern sie scheinen ihn fast noch leidenschaftlicher zu lieben, als die Männer. Wenn an einem öffentlichen Orte eine Guitarre erklang oder Castagnetten sich hören ließen, da hätte man sehen sollen, wie alle anwesenden Gäste, auch wenn sie in ein noch so ernsthaftes Gespräch vertieft waren, aufsprangen und für nichts mehr Augen und Ohren zu haben schienen, als für die Musik und den Tanz. Neu und vorzüglich

unterhaltend war für uns der Eiertanz, wo viele Eier in kleinen Zwischenräumen auf den Boden gelegt wurden, zwischen denen sie mit vieler Geschicklichkeit herumtanzten, ohne eins zu zerbrechen. Nicht minder künstlich war der Tanz mit dem Stocke, wo der Takt von dem Vortänzer abhängt, der ihn bald rasch, bald langsam angiebt. Wie flatterten bei diesen Tänzen die weiten, weißen Beinkleider, die kaum bis an das Knie reichen, und die breiten, rothen Schärpen, die sie um den Leib tragen und deren Zipfel ihnen zugleich als Tabacksbeutel dienen! Auch die Frauen in ihren kurzen Röckchen, nahmen sich gut aus und ließen uns manche schöne Waden und Knie erblicken.

Hier hatte ich auch zum ersten Male Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Spanier kennen zu lernen; denn in Barcellona war ich noch zu kurze Zeit in Spanien, und zu Tortosa befand ich mich unter Menschen, denen, ihrer schlechten Aufführung wegen, der Zutritt in allen nur einigermaßen anständigen Häusern versagt war, in den kleinern Städten aber standen wir in wenig Verkehr mit den Einwohnern, auch herrschte dort so wenig Leben, daß man nur geringe Erfahrungen machen konnte. In Valencia war das

alles anders. Ich litt überdies keinen Mangel am Gelde, konnte in anständiger Kleidung, in feinen leinenen Beinkleidern, mit einem schwarz seidenen Halstuche und einem großen Jabot erscheinen, und endlich war ich der spanischen Sprache jetzt so mächtig, daß ich mich, ohne lächerlich zu werden, mit jedem Spanier in ein Gespräch einlassen konnte. Der Verkehr mit den benachbarten Städten war nicht ganz unterbrochen, besonders die Straße nach Madrid, die über San Clemente führt, war sehr besucht, und täglich kamen Karossen mit Herren und Damen, mit Mönchen und Nonnen aus den aufgehobenen Klöstern, die den kräftigen, französischen Kriegern recht keck und furchtlos in das Gesicht sahen. Man darf sich diese Fuhrwerke aber nicht etwa so gut eingerichtet, als in andern Ländern, denken; denn eine solche Karosse, die mit 2 bis 6 Maulthieren bespannt ist, legt täglich kaum 8 bis 9 Leguas zurück. Die nach der französischen Grenze führenden Straßen waren fortwährend sehr unsicher, weil die dort herumschwärmenden Guerillas alle Reisenden, die ihnen in die Hände fielen, auch selbst ihre eigenen Landsleute, plünderten und ermordeten.

Mein liebster Spaziergang war nach dem Grao oder künstlichen Hafen, an dessen Einrichtung man noch bis kurz vor unserer Ankunft gearbeitet hatte; jetzt wurde das Werk nicht fortgesetzt; aber man hatte hier mehrere Batterien errichtet, um die vor dem Hafen kreuzenden Engländer von einer Landung abzuhalten. Sie näherten sich mehrere Male der Küste, wurden aber jeder Zeit durch das Feuer unserer Artillerie zurückgewiesen.

An keinem Orte in Spanien habe ich mich so wohl befunden, als in Valencia, und gewiß werden die meisten meiner Kameraden mir beistimmen, nur diejenigen waren unzufrieden, welche bis jetzt noch keine Beute gemacht hatten, und hier keine Aussicht dazu sahen.

Da ich französisch und spanisch sprach, so wurde ich oft zur Ordonnanz bei dem Generalstabe und bei dem Commandeur unseres Regiments erwählt; ein Dienst, der jedem andern vorzuziehen war, weil man ruhig dabei in der Stube saß und sich den ganzen Tag mit den geschwätzigen Wirthsleuten unterhalten konnte.

Eines Tages erhielt ich die Ordonnanz bei dem Chef des Generalstabes, der in dem Hause des Gou-

verneurs wohnte, in welchem mehrere Beamte der Regierung ihre Wohnung hatten. Das Büreau befand sich im untern Stockwerke, und die Zimmer führten auf einen großen Saal, mit welchem die Zimmer jener Beamten ebenfalls in Verbindung standen. Da ich gar nichts zu thun hatte, so schlenderte ich auf dem Saale hin und her, blickte zufällig durch die halb geöffnete Thüre eines Zimmers und bemerkte ein Fortepiano. Der Anblick erinnerte mich an das glückliche Zusammentreffen mit der Tochter meines Bataillons-Commandanten in Magdeburg. Ich konnte mich nicht enthalten, näher zu treten, um zu versuchen, ob mein Gedächtniß noch einige meiner alten Stückchen behalten hätte. Ich fand ein altes Instrument mit vielen Verzierungen, dessen Deckel so schwer war, daß ich ihn kaum erheben konnte. Ich setzte mich nieder, begann mit dem bekannten Reiterliede aus Schillers Wallenstein, und es ging so ziemlich; mein Spiel gefiel mir immer besser, und ich spielte alles, was ich nur wußte. Endlich sah ich auf, da stand eine zierliche Brünette neben mir, blickte mir ernst in das Gesicht und fragte, wer mir die Erlaubniß gegeben hätte, in das Zimmer zu treten und Cla-

vier zu spielen. Halb trotzig und halb freundlich erhob ich mich schnell und antwortete: ich mir selbst; indessen war ich doch einigermaßen verlegen und wollte mich nach dieser nicht allzu höflichen Antwort bescheiden entfernen, sie aber bat mich, zu bleiben, versicherte, daß ihr mein Spiel viel Vergnügen gemacht habe, und lud mich ein, ihr noch etwas vorzuspielen. Bereitwillig setzte ich mich nieder und spielte alles, was ich nur in Leib und Leben wußte, so daß endlich der in einem benachbarten Zimmer wohnende General-Adjudant ebenfalls herbeikam und große Augen machte, als er seine Ordonnanz so lustig musiciren sah. Freundlich sagte er zu mir: „Bravo, Voltigeur, Ihr scheint nicht unerfahren in der Musik, wo habt Ihr denn das gelernt?" In meinem Vaterlande, erwiederte ich. Er fragte weiter, und wir geriethen in ein Gespräch, das damit endigte, daß er, der mich bis jetzt noch keines Wortes gewürdigt hatte, mir sagte, wenn er irgend etwas für mich thun könnte, so möchte ich mich nur jeder Zeit an ihn wenden. Er entfernte sich hierauf und ließ mich mit der schönen Spanierin allein.

Wir unterhielten uns noch lange mit einander, und sie klagte mir, daß sie bei der Belagerung einen

geliebten Bruder verloren habe; dem eine vor dem Hause niederfallende Bombe den Kopf zerschmettert hatte. Ich sagte ihr, daß ich ungern und nur gezwungen Dienste unter den französischen Truppen genommen hätte, worauf sie mir ihr Mitleid zu erkennen gab und meinte, ich möchte doch zu ihren Landsleuten übergehen. Als ich ihr das zum Schein versprach, rief sie aus: „nun habe ich Euch noch einmal so lieb, Sennor Deutscher, ich glaube, wenn ich gewiß wüßte, daß Ihr ein Christ wäret, ich könnte Euch einen Kuß geben;" und naiv fügte das patriotische Mädchen hinzu: „mein Vater hat mir immer gesagt, die Deutschen wären gute Christen." Da ich nun wirklich ein guter Christ bin, erwiederte ich, so darf ich Euch ja wohl beim Worte halten, Sennora. „Heute noch nicht," sagte sie schalkhaft lächelnd; „denn wer weiß, ob Ihr die mir gegebene Zusage auch halten werdet, auch zweifle ich sehr, daß die Deutschen ihrem Worte so treu bleiben, als die Spanier. Wenn Ihr wieder kommt und noch entschlossen seid, zu meinen Landsleuten überzugehen und für die gerechte Sache zu fechten, dann will ich sehen, was ich thun kann." Jetzt setzte sie sich zum Clavier und spielte

einige Nationallieder, die sie mit ihrer angenehmen Stimme begleitete. Sie war zwar keine große Meisterin, hatte aber eine wohlklingende und zu den traurigen, melancholischen Melodien der spanischen Lieder ganz geeignete Stimme. Von allen was sie mir vorsang, erinnere ich mir nur noch des folgenden Anfanges eines damals sehr beliebten Liedes:

Adios Pepita del alma mia,
Nonten keis pena sempre valor,
Porque Fernando es Prisionero,
Quien tien la Calpa que un Draitor.*)

Endlich mochte ich doch zu lange verweilen, so daß sie meinte, ich könnte nun gehen; denn ihr Vater würde bald kommen, und dem würde meine Anwesenheit nicht besonders angenehm sein. Ich wäre gern länger geblieben, da sie aber so artig bat, entfernte ich mich und begab mich in das Ordonnanz-Zimmer, wo ich eigentlich hingehörte. Oft erinnerte ich mich des lieben Mädchens und sah mich nach ihr um, aber sie erschien nie wieder.

*) Lebe wohl, Sophie, Du mein Leben,
Vergiß mein nicht und bleibe mir treu;
Daß Ferdinand ein Gefangener ist,
Wer hat die Schuld als ein Verräther.

In dieser Zeit langten mehrere Estaffetten und Ordonnanz-Offiziere von der Armee an, welche die besten Nachrichten von den Fortschritten der französischen Truppen überbrachten; doch zeigten sich in der Gegend von Cerrode San Christobal in der Sierra Picochera wieder neue Guerillas-Haufen. Unmittelbar nach dieser letztern Nachricht, welche große Freude unter den Bewohnern von Valencia verbreitete, wurde unser Regiment, nebst einigen Schwadronen Reiterei, in aller Stille aus der Stadt in das dicht am Guadalquivir gelegene Dorf Bibaroja gelegt, wo wir wie die Heringe zu 20 und 30 Mann in die kleinen bei der Belagerung sehr beschädigten Häuser einquartirt wurden. Der Frühling begann jetzt mit Macht, und wir hatten das schönste Wetter, ja in den ersten Tagen des März war es schon unerträglich heiß.

Am Abend des 7. März mußten wir uns plötzlich versammeln und auf der Stelle abmarschiren, kein Mensch wußte, wohin wir bestimmt waren, nur so viel sahen wir, daß die Straße, welche wir einschlugen, an dem Flusse hinführte. In derselben Nacht gelangten wir nach Villa Marchante, gingen hier über den Fluß und marschirten am jenseitigen Ufer strom-

aufwärts. Bald befanden wir uns auf unwegsamen Gebirgspfaden, kamen nach Bugara, Gestalliar, Chutilla und waren gegen Mittag zu Domeno. Noch immer wußte niemand, in welcher Absicht wir ausgezogen waren; daß ein besonderer Zweck durch unsern Marsch erreicht werden sollte, sahen wir wohl ein; aber wir konnten nicht errathen, was für einer.

Wir campirten außerhalb des Fleckens bis gegen Abend, dann zogen wir weiter, erreichten in der Dämmerung den Flecken Chelva, betraten hier wieder die Landstraße und gelangten mitten in der Nacht nach Turjar. Hier blieben wir bis gegen Morgen liegen, und es wurde bei Todesstrafe jeder Besuch in dem Orte verboten, so daß die Einwohner erst bei Anbruch des Tages erfuhren, daß ein französisches Corps in ihrer Nähe stand. Am Abend brachen wir ziemlich früh auf, blieben noch einige Stunden auf der Landstraße, dann schlugen wir einen Seitenweg ein und bald befanden wir uns wieder an den Ufern des Guadalquivir, den wir durchwadeten und dann die am andern Ufer liegenden Gebirge erstiegen.

Bei diesem Uebergange reichte das Wasser bis an unsere Hüften, und die Strömung war so heftig, daß

unsere Reiter eine Linie bilden mußten, an welcher die Infanterie hinschritt. Ganz durchnäßt stiegen wir den beschwerlichen Gebirgspfad aufwärts, und die Cavalleristen mußten absteigen und ihre Pferde führen. Nirgends trafen wir einen Menschen; aber dennoch wurde von unserer Seite die größte Vorsicht angewendet und bei jedem der einzelnen Häuser, die wir im Gebirge trafen, blieb ein Detaschement stehen, bis wir einige Zeit vorübergezogen waren, damit die Bewohner die Nachricht von unserer Ankunft nicht zu früh verbreiten konnten. Der beschwerliche Weg erlaubte uns nur langsam vorzurücken, und erst bei Tagesanbruch erreichten wir Sinarcas, den Ort unserer Bestimmung.

Sogleich nach unserer Ankunft wurden alle Häuser sorgfältig durchsucht, und wir fanden wirklich mehrere verwundete Spanier, die zu der Guerillasbande gehörten, der unser geheimnißvoller Zug gegolten hatte. Sie wurden streng examinirt, und nach Nachrichten über ihre unter dem Partheigänger Amor stehenden Kameraden befragt, worauf sie denn gestanden, daß ihr Anführer gestern schon von dem Anmarsche der französischen Truppen unterrichtet gewe-

sen sei und, weil er sich nicht sicher geglaubt habe, nach Utiel zurück gegangen wäre. Die Einwohner mußten schnell Lebensmittel herbeischaffen, es wurde eilig gekocht und gebraten, und schon nach drei Stunden waren wir auf dem Wege nach Utiel.

Als wir los Corales im Rücken hatten und noch etwa eine Meile von Utiel entfernt waren, hörten wir ein lebhaftes Gewehrfeuer in der Ferne, worauf unsere Cavallerie rasch vorwärts eilte und wir so schnell als möglich folgten. Als wir, mehr laufend als gehend, in einer Stunde Utiel erreichten, wüthete ein fürchterlicher Kampf in allen Straßen. Amors Guerillas hatten sich mit den Bewohnern des Städtchens vereinigt und waren über die schwache französische Garnison hergefallen. Unsere Reiter waren eben zur rechten Zeit gekommen, um diese Braven vor dem gänzlichen Untergange zu retten; aber trotz des Löwenmuthes, mit welchem alle hier befindlichen Franzosen fochten, würden sie doch der Uebermacht unterlegen haben, wenn wir nicht so sehr schnell ihnen zu Hülfe gekommen wären; denn schon hatten die Spanier unsere Reiter, an welche sich die geringe Zahl der geretteten Infanteristen angeschlossen hatte,

bis vor das Thor des Städtchens zurückgetrieben. Mit unserer Ankunft wechselte das Glück; wir gaben einige Mal Feuer, griffen dann die an Zahl zwar überlegenen, aber regellosen Haufen mit dem Bajonette an und warfen sie nach kurzem Widerstande zurück, worauf sie die Flucht ergriffen und sich jenseits der Landstraße nach der Sierra de Requenna begaben, bis zu welchem Gebirge sie von unserer Cavallerie verfolgt wurden.

Gewiß würde auch diese Guerilla zur rechten Zeit von unserer Annäherung unterrichtet worden sein, wenn wir nicht von einem Spanier die nächsten Wege geführt worden wären. Dieser Mensch war ein Abkömmling der Mauren, die bekanntlich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte aus Spanien vertrieben wurden, hatte von seinen Voreltern den Haß gegen die Spanier geerbt und bekannte sich nur dem äußern Anscheine nach zu dem katholischen Glauben; denn die meisten Nachkommen dieses Volks, deren man in Valencia, Murcia und Andalusien, besonders aber in Granada viele findet, sollen den Muhamedismus noch immer ergeben sein.

Unsere Gefangenen, deren wir jedoch nur wenige

hatten, weil die meisten in der ersten Wuth niedergehauen worden waren, wurden unmittelbar nach dem Gefechte, außerhalb des Städtchens erschossen und an die neben der Landstraße stehenden Bäume gehängt.

Daß nach einem so heißem Kampfe eine Stadt, deren Bewohner wir mit den Waffen in der Hand antrafen, nicht geschont wurde, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Jeder Soldat nahm, was ihm zu seinem Gebrauche gut dünkte, und alles andere wurde verwüstet.

Noch denselben Abend gingen wir bis nach den Flecken Requenna zurück, wo wir zwar einquartirt wurden, aber mit dem Befehle, uns möglichst munter zu erhalten, damit wir bei einem möglichen Ueberfalle gleich bei der Hand wären. Als ich mit einigen Kameraden nach dem für uns bestimmten Quartiere ging, fanden wir vor dem Hause eine Menge Spanier versammelt, die fortwährend schrien: „der Kerl ist ein Ketzer, bringt ihn heraus, werft ihn den Hunden vor und dergl.“ Da ich im Hause die Ursache dieses Aufstandes nicht erfahren konnte, so wendete ich mich an einen geschwätzigen Barbier, der mir für

zwei Realen den Bart abnahm und mir bereitwillig die begehrte Auskunft gab.

Der Besitzer des Hauses, ein sehr braver und, was in Spanien so selten ist, aufgeklärter Mann, hatte, vielleicht zufällig, seit einiger Zeit nicht gebeichtet und war plötzlich gestorben. Der Pfarrer des Ortes und die Pfaffen des nahen Klosters hatten ihm die letzte Oelung verweigert, und eben so wenig wollten sie ihn in geweihter Erde begraben lassen. Noch lange rief man: „verbrennt den Ketzer, auf dem Schindanger mit ihm," und der Lärm würde wohl die ganze Nacht gedauert haben, wenn nicht unsere Patrouillen die versammelte Menge mit dem Bajonette aus einander getrieben und zur Ruhe verwiesen hätten.

Sogleich nach unserer Ankunft zu Requenna waren 20 Reiter abgesendet worden, um den Gouverneur von Valencia von unserm Siege über die Bande Amors zu benachrichtigen und um weitere Verhaltungsbefehle einzuholen. Schon am andern Tage um Mitternacht kehrten die Reiter mit Verstärkung wieder zurück und brachten unserm Anführer den Befehl, alles mögliche zur gänzlichen Vertilgung dieser Bande

aufzubieten. Gern wäre unser Obrist auf der Stelle aufgebrochen, aber er mußte den ermüdeten Reitern einige Ruhe gönnen und deshalb blieben wir die Nacht hier; aber am andern Morgen zogen wir bei guter Zeit quer durch das Gebirge, und um 10 Uhr waren wir schon in der Nähe der Brücke von Vadocanas, die über den Cabriel führt. Sehnsüchtig sahen wir nach dem Flusse hinab; denn die Sonne brannte heftig, und auf dem ganzen Wege hatten wir keine Quelle gefunden.

Als wir von der Höhe nach der Brücke herabstiegen, begrüßte uns unerwartet ein Kanonenschuß von der andern Seite, dem bald mehrere folgten, doch ohne uns Schaden zu thun; denn die feindlichen Stücke waren zu hoch gerichtet, und die Kugeln sauseten über unseren Köpfen hinweg. Im schnellsten Schritte eilten wir vorwärts, und als wir noch etwa 500 Schritte von der Brücke entfernt waren, fiel ein Hagel von Flintenkugeln auf uns herab, die aber alle zu matt waren, um uns zu verwunden. Diesseits der Brücke dehnte sich eine kleine ebene Fläche aus, die uns so viel Raum gewährte, daß wir in Divisionen aufmarschiren und gegen die auf der andern

Seite des hier schmalen, aber sehr tiefen Flusses stehenden weißhosigten Bauern ein wirksames Feuer unterhalten konnten. Ehe wir das Ufer erreichten, fiel mancher Braver in unsern Reihen; aber so wie wir am Flusse standen, begann von unserer Seite ein so gut gerichtetes Gliederfeuer, daß die Spanier immer mehr zurückwichen. Die Brücke aber, die mit Kanonen besetzt und stark verrammelt war, leistete uns kräftigen Widerstand. Unsere Grenadiere griffen zwei Mal muthig an, ohne die angelegten Verschanzungen einnehmen zu können; aber beim dritten Angriffe siegten sie, obgleich fast die ganze Masse der Feinde sich an diesen wichtigen Punkt gedrängt hatte.

Während man noch beschäftigt war, die letzte der zum Schutze der Brücke angelegten Schanzen mit dem Bajonette zu erstürmen, hatten unsere Reiter eine Furt in dem Flusse entdeckt, und wie unsere Infanterie in Masse über die genommene Brücke stürzte und alles niederstieß, was Widerstand leistete, erhob sich plötzlich auf dem linken Flügel der Spanier ein so entsetzliches Geschrei, daß wir selbst stutzig wurden. Wir erkannten bald, daß unsere Cavallerie auf jenem Punkte einzuhauen anfing, worauf die bis jetzt noch

tapfern Widerstand leistenden Spanier zurückwichen, und unsere zur Unterhaltung des Feuers jenseits der Brücke aufgestellten Kameraden den Fluß passirten und mit uns die Feinde nach allen Seiten verfolgten.

Sie flohen in der größten Verwirrung in die Gebirge, und Gefangene machten wir gar nicht, weil alle, die wir erreichten, sogleich niedergestoßen wurden. Während dieser Verfolgung erhielt ich einen Schuß in die linke Wade, als ich eben seitwärts stand, um mein Gewehr wieder zu laden. Diese Stellung war zu meinem großen Glücke; denn wenn ich gerade gestanden hätte, würde mir die Kugel wahrscheinlich den Knochen zerschmettert haben, so aber blieb es bei einer bloßen, wenig gefährlichen Fleischwunde. Wegen des nicht unbedeutenden Blutverlustes konnte ich der noch immer vorrückenden Colonne nur langsam folgen, und ich war herzlich froh, als man sich endlich wieder nach der Brücke zurück begab. An dieser Stelle, wo der Kampf so heftig gewüthet hatte, fanden wir alles mit Leichen bedeckt; viele der Unsrigen schliefen hier friedlich den langen Schlaf neben denselben Spaniern, gegen welche sie noch eben mit der größten Erbitterung gefochten hatten.

Zum Glücke hatte man unter andern eine ziemliche Zahl Mauleſel und gemeine Eſel von den Spaniern erbeutet, auf welchen unſere Verwundeten fortgeſchafft werden konnten. Wir ſetzten uns je zwei und zwei auf ein Thier und wurden von unſern neben hergehenden Kameraden unterſtützt.

Da unſer Obriſt die Guerillas nur bis jenſeit des Cabriel verfolgen ſollte, ſo zogen wir über die Brücke zurück, zerſtörten die Verſchanzungen, verſenkten das erbeutete Geſchütz, das aus eiſernen Caronaden beſtand, wie ſie auf Schiffen geführt werden, und nachdem wir alles vernichtet hatten, begaben wir uns nach dem nahe gelegenen Dörfchen Venta del Moro, und am andern Tage kehrten wir nach Requenna zurück.

Ich wurde nach unſerer Ankunft in Valencia ſogleich in das Hospital gebracht, wo ich bis zur gänzlichen Heilung meiner Wunde bleiben mußte.

Eilftes Kapitel.

Austritt aus dem Hospitale. — Ueberfall bei dem Fouragiren. — Lebensgefährliche Lage des Detaschements. — Rettung durch einen spanischen Husaren-Offizier. — Gefangenschaft. — Marsch nach Alicante. — Ich werde an die Sardinier verkauft. — Schilderung der Mannszucht auf dem sardinischen Schiffe.

Während ich in dem Hospitale lag, verbreiteten sich zwar günstige Nachrichten von den fortwährenden Siegen der unter Suchet stehenden Truppen; aber dafür hatten die andern Armee-Corps manchen bedeutenden Verlust erlitten, und man hörte fast einzig nur von Gefechten, die zum Nachtheile der Franzosen ausgefallen waren.

Als ich zu Anfang des Junius völlig hergestellt das Hospital verließ, erhielten wir die Nachricht, daß ein bedeutendes Corps Engländer bei Alicante gelandet sei und, in Verbindung mit den spanischen Truppen, immer weiter vorrücke. Man hielt es deßhalb für nothwendig, Valencia auf jede Art in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, und schickte täglich Detaschements aus, um die nöthigen Provisionen, deren Menschen und Pferde, im Fall einer Belagerung, bedurften, mit Gewalt von den Bewohnern der umliegenden Dörfer beizutreiben.

Bei einem solchen Commando, das unter dem Befehle des Lieutenants Gendre stand, befand auch ich mich. Wir zogen in die Gegend von Montroy, von da in die Gebirge und bis an die Ufer des Jucar, wo es uns auch gelang, eine bedeutende Quantität Lebensmittel und Wein beizutreiben. Zu Terrabona wurden wir während der Nacht von den, über die fürchterlichen Erpressungen erbitterten, Einwohnern, die zu ihrem Beistande noch andere bewaffnete Spanier herbeigerufen hatten, plötzlich überfallen. Wir hatten unser Nachtquartier in dem Gemeindehause aufgeschlagen, aber unser Offizier hatte das weiche Bette

im Hause des Herrn Pfarrers dem harten Strohlager bei uns vorgezogen, eine Unvorsichtigkeit, für welche er nur zu bald büßen mußte; denn er und die an den Eingängen des Dorfes aufgestellten Wachen, waren die ersten Opfer der Wuth der Feinde.

Sobald wir durch das Geschrei dieser unglücklichen Schlachtopfer von dem Ueberfalle in Kenntniß gesetzt wurden, ergriff der noch bei uns befindliche Unter-Lieutenant, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte, sogleich das Commando, ließ alle Eingänge des ziemlich festen Gemeindehauses verschließen und verrammeln, und versprach, mit uns zu siegen oder zu sterben. Die Rotte rückte mit fürchterlichem Geschrei heran, sie hatte Fackeln und Feuerbrände in den Händen, und schleppten mehrere unserer Kameraden, die sie schon gefangen hatten, mit sich. Ihr Anführer gebot seinen Leuten einen Augenblick Ruhe und befragte uns, ob wir uns gutwillig ergeben wollten. Als seine Frage ohne Antwort blieb, erfolgte ein Regen von Kugeln, Steinen und dergl., den wir mit einer nachdrücklichen Salve erwiederten. Jetzt dauerte das Feuern von beiden Seiten einige Zeit fort, und unser Befehlshaber bat uns

dringend, keine Kugeln unnütz zu verschießen, sondern ja jederzeit unsern Mann sicher auf das Korn zu nehmen, weil wir nur einen geringen Vorrath von Munition besäßen. Dieser Befehl wurde mit dem besten Erfolge vollzogen; aber die Zahl unserer Feinde war groß, und sie feuerten eben so unablässig, als wir; schon zählten wir einige Todte und mehrere Verwundete. Lange schützte uns die günstige Lage unseres Hauses, das auf einem freien Platze stand und folglich nirgends unbemerkt angegriffen werden konnte; aber es ließ sich wohl voraus sehen, daß wir nicht lange mehr Widerstand würden leisten können.

Plötzlich entfernte sich ein Theil unserer Feinde, um uns als Beweis ihrer Rache ein fürchterliches Schauspiel zu bereiten. Sie begaben sich mit ihren Gefangenen in ein nahe gelegenes, verfallenes Gebäude, von dem nur noch die vier Wände standen; bald sahen wir darin mehrere Feuer auflodern und aus dem fürchterlichen Geschrei unserer Kameraden und aus dem Jauchzen der wüthenden Bauern mußten wir schließen, daß sie die Unglücklichen auf eine jämmerliche Weise um das Leben brachten. Ergrimmt über diese Schandthat schossen wir fleißig nach der Stelle;

aber die Wände schützten die Bauern vor unsern Kugeln. Nicht lange nachher verließen diese Unmenschen ihren Schlupfwinkel, stürzten mit fürchterlichem Gebrülle auf das Gemeindehaus zu, und zeigten uns mit Jauchzen die in Stücken zerhauenen Leichname unserer Kameraden, die sie mit sich geschleppt hatten. In der Hoffnung, daß dieser Anblick uns zur Uebergabe bewegen würde, forderten sie uns nochmals auf, uns zu ergeben. Als wir ihnen mit einer Hauptsalve antworteten, erreichte ihre Wuth den höchsten Grad; diejenigen, welche keine Feuergewehre hatten, liefen wie rasend davon, und erschienen in kurzer Zeit wieder mit einer Menge Reisig und Holz beladen, das sie, um uns zu verbrennen, herbeischleppten. An die Thüre unseres Hauses hatten sie sich noch nicht gewagt, es würde ihnen schwerlich auch etwas gefruchtet haben; denn wir hatten sie wenigstens mit drei bis vier Klaftern Holz verbaut und verrammelt.

Der Platz wurde immer mehr mit Brennmaterialien angefüllt, mit denen man unser Haus ganz umgab, wir sahen nun Alle unsern Tod vor Augen; denn an Rettung war nicht zu denken, und wenn wir uns ergaben, so wurden wir ohne Barmherzigkeit zu

Tode gemartert, deßhalb beschlossen wir, lieber einen rühmlichen Soldatentod zu sterben und unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Eben schickte man sich an, das Feuer an die unsere kleine Festung umgebenden Holzhaufen zu legen, als auf der einen Seite eine Menge Stimmen schrien: „Vivan los Nuestros! vivan los Huzaras de Mancha, viva! viva!“*)

Rasch sprengte ein spanischer Husaren-Offizier mit ohngefähr 80 Mann auf den Platz und fragte, was der Lärm und diese Anstalten bedeuteten. Wir stellten sogleich unser Feuer ein; aber die herbeiströmenden Bauern gaben ihm keine Auskunft, sondern alle schrien aus voller Kehle: „Matamos, matamos los Gabachos!“ Der Offizier, ärgerlicher auf die Bauern, als auf uns, befahl ihnen, ruhig zu sein und drohte sie, mit Gewalt zur Ordnung zu bringen, wenn sie ihm nicht sogleich antworteten. Nach dieser gebieterischen Ermahnung schien sich der Haufen wenigstens einigermaßen zu beruhigen, worauf

*) Es leben die Unsrigen! es leben die Husaren von Mancha!

der Offizier auf ein Fenster des Gemeindehauses zu ritt, unserm Commandanten zu sprechen verlangte und ihn fragte, ob er sich mit seinen Leuten ergeben wolle, oder ob er sich noch länger zu vertheidigen gedenke.

Unser Unter-Lieutenant erklärte, daß er sich nur an reguläre Truppen ergeben werde, und verlangte, daß die Bauern vorher entfernt würden, ehe er mit seinen Leuten das Haus verließe; im Falle der Verweigerung dieser Bedingungen werde er sogleich das Feuer wieder erneuern. Der spanische Offizier bedachte sich einige Augenblicke, dann ging er unsere Bedingungen ein, und verbürgte sich mit seinem Ehrenworte für die Erhaltung derselben.

Die Husaren erhielten Befehl, die Bauern zurückzutreiben, was nicht wenig Mühe kostete; sie schimpften und schmähten dabei heftig auf uns, wie auf die Husaren, und zeigten auf die Leichname ihrer erschossenen Brüder, die sie gern an uns rächen wollten, aber sie mußten sich fügen; denn der Offizier kannte und verehrte die Gesetze der Ehre zu sehr, als daß er uns dem wüthenden Pöbel Preis gegeben hätte.

Wir mußten unsere Waffen in dem Hause liegen lassen, schritten dann, 90 Mann an der Zahl, unter denen sich mehrere Verwundete befanden, mit Zittern und Zagen aus unserm Zufluchtsorte heraus und wurden sogleich von den Husaren in die Mitte genommen und fortgeführt. Ehe wir das Dorf hinter uns hatten, drohte uns noch manche Gefahr; denn die Bauern sprangen zwischen den Pferden der Husaren hindurch, selbst auf die Gefahr von ihnen getreten zu werden, und stießen mit ihren Messern noch manchen von uns nieder. Die spanischen Husaren schienen wenigstens zum Theil ihre Freude darüber zu haben; aber ihr Befehlshaber, der in jeder Hinsicht ein sehr braver, rechtlicher Mann war, bot alles auf, um uns vor diesen Mißhandlungen zu schützen. Er ließ seine Leute so scharf reiten, als wir nur fortkommen konnten, und sobald wir das Dorf verlassen hatten, ließ er die Hälfte seiner Leute Halt machen, um die zügellosen Bauern, deren Zahl mehrere hundert überstieg, mit Gewalt zurückzuhalten, was nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen werden konnte. Als wir die kleine, über den Fluß führende Brücke erreicht hatten, ließ er ein starkes Commando Husaren zu-

rück und ertheilte diesen den Befehl, keinen Bauer darüber zu lassen.

Bei dem Dorfe Castellar wurde Halt gemacht, die Husaren stiegen ab, und ihr Offizier erklärte uns in sehr gutem Französisch, daß wir alles, was wir an Werth bei uns hätten, seinen Leuten übergeben möchten. Ich besaß noch einen Theil des baaren Geldes, das ich bei der Einnahme von Valencia erbeutet hatte, und was sich in meiner Tasche befand, reichte ich den Husaren gutwillig hin; doch war ich so klug gewesen, vier Dublonen, nebst den Ringen und Nadeln zwischen dem Leder und dem Filze meines Tschackos zu verbergen, was mir zum großen Vortheile gereichte. Nachdem wir unsere Baarschaft abgeliefert hatten, fielen die Husaren wie hungrige Wölfe über unsere Tornister und über uns selbst her, und visitirten uns vom Kopfe bis zu den Füßen, kein Fleckchen am ganzen Leibe blieb ununtersucht, einige meiner Kameraden verloren sogar bei dieser Gelegenheit ihre Tschackos, und wenn der meinige nicht so alt und zusammengedrückt gewesen wäre, würde mir wahrscheinlich meine Vorsicht wenig genützt haben. Selbst unsere Kleidungsstücke waren vor der Raub-

sucht dieser Soldaten nicht sicher; man zog mehreren Gefangenen die Hemden und einigen sogar die Beinkleider aus, unsere Capots verloren wir alle.

Nachdem die Husaren ihre Raubsucht befriedigt hatten, zogen sie mit uns weiter, ohne daß sie nur fragten, ob wir hungrig oder erschöpft wären. Unser Weg ging fortwährend durch das Gebirge, überall begrüßten uns die Bauern mit Jubel und zeigten unsern Begleitern jeden Gebirgspfad, auf welchem wir vor den Franzosen sicher waren, und benachrichtigten sie von jeder drohenden Gefahr. Spät am Abend wurde Halt gemacht, wo wir denn endlich ein wenig Brot, Pferdebohnen und etwas ranziges Oel erhielten; wir tauchten das Brot in das Oel und die Bohnen wurden an dem spärlichen Feuer gebraten, das man uns anzuzünden erlaubte; denn daran, das wir kochen durften, war gar nicht zu denken.

Auf unserm ganzen Zuge, der sieben Tage dauerte, wurden wir fortwährend auf dieselbe Art behandelt und mußten die Nächte in Schafställen oder ähnlichen Orten zubringen. Wir zogen immer in der möglichsten Entfernung von dem Meere hin; denn je näher wir diesem kamen, desto mehr näherten wir uns

auch den Franzosen. Als wir in der Nähe von Chinchilla vorüberzogen, sagte der Husaren-Offizier: „in jenem Orte liegen über tausend Mann von Euren Kameraden; Ihr seht, wie wenig wir sie fürchten, da wir in so geringer Zahl so nahe vorbei marschiren."

Als wir zu Montforte, einem kleinen, zwei Stunden von Alicante entfernten, Städtchen angelangt waren, breitete sich das herrliche Thal von Alicante vor unsern Blicken aus. Hier wächst der vortreffliche, allbekannte Wein, dafür aber mangelt es gar sehr an Trinkwasser, und man muß sich mit Regenwasser behelfen. Der schöne Weg, von Kastanien, Feigen, Mandeln und dergl. beschattet, der nach dem Hafen von Alicante führt, würde uns gewiß das größte Vergnügen gewährt haben, wenn wir nicht ausgeplünderte, abgerissene und halb verhungerte Gefangene gewesen wären.

Dicht vor der Stadt kamen wir bei einer sehr verfallenen, aber früher bedeutenden Wasserleitung vorüber, an welcher viele der hier stehenden spanischen Soldaten ihre zerlumpten Hemden wuschen. „Gabachos! Gabachos!" riefen sie und liefen alle herbei,

um uns in der Nähe zu beschauen. An dem äußersten Schlagbaume wurde Halt gemacht und dem Gouverneur gemeldet, daß ein Transport französischer Gefangener angekommen sei, worauf der Befehl kam, daß wir nicht nach Alicante selbst, sondern auf daß die Stadt beherrschende Fort Santa Barbara gebracht werden sollten.

Dieses Fort liegt auf einem Felsen am nördlichen Theile der Stadt und beherrscht nicht nur dieselbe, sondern auch einen Theil der schönen Ebene, und die Rhede ist ebenfalls seinem Feuer ausgesetzt. Es scheint von bedeutendem Alterthume und mag wohl noch früher erbaut worden sein, als die Mauren diesen Theil von Spanien inne hatten; jetzt aber ist es sehr baufällig und verfallen. Hier wurden wir in alte, feuchte Kasematten, an deren Wänden das Wasser fortwährend herunterlief, eingesperrt; wir fanden nur wenige Leidensgefährten, denn vor kurzem erst war ein Transport nach der nahe liegenden Insel Cabrera abgegangen, und nur die Kranken waren zurückgeblieben.

Unsere Kost war außerordentlich schlecht, und wurde uns dabei so sparsam zugemessen, daß wir von Tag zu Tag immer mehr abmagerten; der einzige

Genuß, den man uns gestattete, war, daß wir jeden Tag einige Stunden aus unserm Gefängnisse herausgehen durften, wo wir uns an dem Anblicke der herrlichen Rhede von Alicante ergötzten, die immer von unzähligen Schiffen, besonders von englischen, bedeckt war. Während unseres hiesigen Aufenthaltes wurde ein großes englisches Heer, unter den Generalen Maitland und Sir Stuart, ausgeschifft; wir sahen von unserm Felsenneste aus die Engländer nach den benachbarten Orten marschiren und sich dort förmlich einrichten.

Von Zeit zu Zeit erschienen Offiziere bei uns, um nachzufragen, ob keiner spanische oder englische Dienste nehmen wollte; aber da man keine Ausländer unter uns vermuthete, und die Nationalfranzosen fast niemals Dienste nahmen, so entfernte man sich gewöhnlich nach der ersten abschläglichen Antwort. Nach drei Wochen etwa kam ein Offizier und ein Unteroffizier, die Beide eine uns unbekannte Uniform trugen, aber zu der Marine gehören mußten, weil sie auf ihren Knöpfen zwei Kanonen, einen Anker und eine Krone trugen. Der Offizier, der eine wahre Teufelsphysiognomie hatte, unterhandelte einige Zeit

mit dem Commandanten des Forts, dann wählte er sich 20 Mann von uns aus, unter welchen auch ich mich befand, und bezahlte jeden, wie ein Stück Vieh, mit 17 Piaster, ohne daß wir erfuhren, in was für einen Dienst wir kommen würden, und noch weniger wurden wir gefragt, ob wir Dienste nehmen wollten. Nach abgeschlossenem Handel folgten wir dem Signor Lucas, wie ihn der Unteroffizier nannte, der italienisch mit ihm sprach, denselben Weg herunter, auf dem wir herauf gekommen waren, und bestiegen ein nicht fern von der Mauer des Forts uns erwartendes Boot, das uns nach einer ziemlich weit im Meere liegenden Kriegsbrigg führte.

Als wir auf diesem Fahrzeuge angekommen waren, wurden wir unter das Verdeck gebracht, und erhielten auf der Stelle unsere Rationen, die in vortrefflichem Schiffszwieback, Reis, Stockfisch und einem Nösel Wein bestanden. Gleich darauf wurden wir auf das Verdeck gerufen, wo der Schiffs-Caplan Messe las, der wir beiwohnen mußten, und endlich, als dieser uns in Gegenwart des Schiffs-Capitains und des Offiziers, der uns hieher gebracht hatte, den Eid der Treue abnahm, erfuhren wir, daß wir in

dem Dienste Seiner Majestät des Königs von Sardinien standen, und diesem fünf Jahre treu und redlich dienen wollten.

Also sollte ich auch Italien sehen, ein Land, von dem ich schon so viel gehört und gelesen hatte; ich gestehe, daß es mir fast Freude machte, eben in dieses Land verkauft worden zu sein; aber einer meiner Kameraden, der früher in Corsica gedient hatte, schilderte mir Sardinien, als ein erbärmliches Land, dessen Bewohner größtentheils noch halb wild wären und so heimtückisch und hinterlistig, daß kein Ausländer es wagen dürfte, das Innere des Landes zu bereisen. Ich ließ mir dadurch meine Hoffnung nicht nehmen, sondern erwiederte: viel schlimmer, als die Spanier könnten sie doch wahrhaftig nicht sein, und ich hoffte schon mit ihnen auszukommen.

Mein Schicksal hatte mich, wie meine Leser wissen, an Bord englischer und französischer Kriegsschiffe geführt, und überall hatte ich Ordnung und Reinlichkeit gefunden, auch leicht erkannt, daß wohl nirgends die strengste Ordnung so nothwendig ist, als am Bord eines Kriegsschiffes; aber hier fand ich von alle dem gerade das Gegentheil. Die Matrosen wa-

ren fast lauter Sardinier und Piemonteser, die, rücksichtlich der Unordnung und Unreinlichkeit, mit den Spaniern wetteiferten. Nur selten wurde das Schiff zur höchsten Nothdurft gereinigt, kein Segel, kein Tau, keine Kanone, nichts war in Ordnung und an dem Platze, wohin es gehörte; kurz, es herrschte hier in allem das Gegentheil von den französischen und noch mehr von den englischen Schiffen.

Der Commandeur der Brigg, ein alter, mit mehreren Orden behangener Mann, schien sich wenig um seinen Dienst zu bekümmern, betete aber dafür desto fleißiger seinen Rosenkranz und ließ es sich an der Cajüten-Tafel ganz vortrefflich schmecken. Die Boots- und Steuermänner standen bei den Matrosen in sehr geringem Ansehen, und man gehorchte fast nur, wenn man Lust dazu hatte.

Am Tage nach unserer Ankunft übertrug man uns die Reinigung des Verdecks und des Schiffsraumes, worin bis zur Ankunft in Sardinien unsere ganze Arbeit bestand. Wir überschwemmten jeden Morgen, mittelst einiger Pumpen, das Schiff mit Wasser, rieben es mit großen Bürsten ab und trockneten dann die Feuchtigkeit mit sogenannten Schnap-

pern, die aus aufgedrehten, alten Schiffstauen bestanden, auf.

Seit längerer Zeit schon war ich in meiner Zeitrechnung ganz irre geworden, hier aber erfuhr ich, daß der Tag, an welchem wir das sardinische Schiff bestiegen hatten, der 11. Junius 1812 gewesen war.

Zwölftes Kapitel.

Abfahrt von der Rhede von Alicante. — Sturm bei Majorca. — Ankunft zu Cagliari. — Eintritt unter die See-Kanoniere. — Bekanntschaft unter meinen Kameraden und in der Stadt. — Kreuzfahrt mit einer Galeere.

Zu Ende des Junius gingen wir unter Segel; denn endlich war der günstige Wind eingetreten, der unsere Abfahrt bis jetzt verzögert hatte. Nachdem wir das englische Admiralschiff, bei welchem wir vorbeisegelten, mit fünf Kanonenschüssen salutirt hatten, worauf es zwei erwiederte, stachen wir in See, und für dig sagte ich dem Königreiche Spanien, in welchem ich so manche traurige Erfahrungen gemacht hatte, für immer Lebewohl!

Während dieser Fahrt nahm der Lärm und Streit auf unserm Schiffe kein Ende; denn niemand wollte hier arbeiten und gehorchen, sondern alle wollten befehlen, und nicht einmal Prügel, die häufig hier ausgetheilt wurden, brachten die Sache in Ordnung. Signor Lucas war fast der Einzige, der sich in Respect zu setzen wußte, der schüttelte aber seine Untergebenen so, daß sie die Folgen davon gewöhnlich noch einige Tage an sich trugen. In der Regel machten wir die ruhigen Zuschauer und griffen nur dann mit an, wenn es Noth that; denn da wir eigentlich blos für die Reinlichkeit des Schiffes zu sorgen hatten, so brauchten wir uns des andern Dienstes nicht anzunehmen.

Als wir in die Nähe von Majorca gelangt waren, bedeckte sich plötzlich der Himmel mit Wolken, die Seevögel flogen ängstlich umher und auf unserm Schiffe schrie alles: „es kömmt ein Sturm!" und man klagte schon, ehe das Unwetter da war. Nach einigen Stunden erhob sich ein heftiger Wirbelwind, der, weil man die Segel einzuziehen vergessen hatte, dem Schiffe einen solchen Stoß gab, daß es in allen Fugen krachte, und daß die Spitze des Mittelmastes

zerbrach. Zum Glück war der Schaden nicht groß, und der Vorfall diente mehr zur Warnung; denn jetzt bemühte man sich, so schnell als möglich die Topstangen abzunehmen und die Segel einzuziehen, welche Arbeit unter Singen und Beten vorgenommen wurde, was ich in meinem Leben auf keinem Schiffe gesehen hatte. Das Wetter war allerdings schlimm; aber wir hatten doch die hohe See und konnten noch immer einige Segel brauchen, was am sichersten beweis't, daß die Gefahr noch nicht sehr groß ist.

Die Nacht brach herein, ohne daß sich der Wind legte oder das Wetter änderte; es regnete unaufhörlich und überdies schlugen die Meereswellen so stark über Bord, daß das Schiff fortwährend vom Wasser bedeckt war. Wir, die wir unter dem Verdecke in sehr leidlichen Hangematten lagen, spürten wenig oder nichts von diesen Unannehmlichkeiten, doch waren wir sehr in Angst, weil bei der Furchtsamkeit unserer Seeleute und bei der schlechten Mannszucht, die auf dem Schiffe herrschte, die Gefahr allerdings groß war.

Die ganze Nacht hindurch hörten wir das Rufen

und Lärmen auf dem Schiffe, besonders die alles übertönende Stimme des Lieutenant Lucas, gewöhnlich von klatschenden Hieben begleitet, mit denen er seine fahrlässigen Untergebenen an die versäumte Pflicht erinnerte.

Der Morgen brach an, und Wind und Wetter waren noch wie gestern; mehrere Segel waren zerrissen und flatterten hin und her, die Masten krachten, der Wind pfif durch das Tauwerk und im untern Raume stürzten Fässer, Ballen und dergl. über einander her, auf dem Verdecke aber waren die morschen Taue der Wassertonnen gerissen, so daß die Fässer lose umherrollten und jedem die Füße zu zerschmettern drohten. Kurz, das ganze Schiff war ein Bild der lebhaftesten Unordnung. Vergebens bot man alles auf, um die verschiedenen umherstürzenden und rollenden Dinge wieder an Ort und Stelle zu bringen; aber kaum hatte man das Eine an seinen Ort gebracht, als das Andere sich von seiner Stelle bewegte, und so war die mit Gefahr verknüpfte Mühe umsonst. Viele Sachen stürzten über Bord und alles lief durcheinander; der Schiffs-Caplan gab sich zwar alle Mühe, den Sturm durch sein Gebet zu beschwö-

ren, aber es war vergebens; Wind und Wetter tobten unausgesetzt fort.

Endlich wurde es uns doch selbst angst, das Meer ging Thurm hoch und bald schwebten wir zwischen den vom Winde gepeitschten Wolken, bald sanken wir in den Abgrund des Meeres hinab. Das Schiff schien übrigens sehr gut gebaut zu sein; denn bei dieser heftigen Bewegung und bei der Erschütterung, die es durch die unaufhörlichen Wellenstöße erlitt, welche, beim Anprallen an die Schiffswände, dem Donner der stärksten Kanone glichen, drang nicht das mindeste Wasser ein. Es mußte allerdings von Zeit zu Zeit gepumpt werden, um das von dem Verdeck herabströmende Wasser aus dem Raume zu entfernen, aber einen Leck erhielt das Schiff nirgends. Bei dieser Arbeit mußten sich, wegen der heftigen Bewegung des Schiffes, die Matrosen in der Nähe der Pumpen festbinden, um nicht fortgerissen und niedergeworfen zu werden. Viele meiner Kameraden lagen unter dem Verdecke und waren während dieses Sturmes fast ohne Besinnung; denn die meisten waren seit unserer Einschiffung seekrank gewesen und nicht im Stande etwas anderes, als einen Schluck

Wasser zu genießen, mir aber schmeckte Wein und Schiffszwieback ganz vortrefflich; denn gekocht konnte natürlich bei einem solchen Wetter nicht werden.

Zum Glück erblickten wir nigends Land; aber auch kein Segel kam uns während der drei Tage zu Gesicht, der Wind kam aus Nordost und trieb uns in grader Richtung immer vorwärts, ohne daß wir wußten, wo wir uns befanden, bis sich am vierten Tage das Wetter etwas legte und wir bemerkten, daß wir uns der Küste von Afrika näher befanden, als der von Sardinien. Die See ging hohl und ob sich gleich der Wind gelegt hatte und das heiterste Wetter wieder eingetreten war, so hatten wir doch die Gefahr noch keineswegs überstanden, weil die schlängelnde oder schlingende See den Fahrzeugen oft noch mehr Schaden thut, als der Sturm selbst.

Endlich erblickten wir in geringer Entfernung ein Segel, das eben so auf den Wellen tanzte, wie wir, und dieselbe Richtung zu verfolgen schien, nach welcher wir segelten. Wir entdeckten bald, daß es eine Halbgaleere war, aber wir konnten nicht erkennen, was sie für eine Flagge führte; doch kam das Fahrzeug, mittelst seiner Ruder, uns bald nah und

zog die sardinische Flagge auf, was wir gleichfalls thaten. Bei der nähern Besprechung ergab sich, daß diese Halbgaleere auf ein tunesisches Raubschiff Jagd gemacht hatte, sie aber bei Eintritt des Sturmes hatte aufgeben müssen und jetzt nach Sardinien zurücksteuerte. Wir segelten nun in Gesellschaft gerades Weges auf die zwischen Sardinien und Corsica gelegene Straße San Bonifacio los, um von da nach Cagliari, der Hauptstadt der Insel und damaligen Residenz des Königs, zu steuern.

Am 16. Julius gegen Abend erblickten wir in weiter Ferne die mit einem dichten Dunstkreise umzogenen blauen Gebirge von Sardinien. Bei diesem Anblicke jauchzten die Matrosen und See-Soldaten und suchten uns begreiflich zu machen, daß wir nun bald nach dem schönsten Lande der Welt, nach Sardinien, kämen, wo Alles im Ueberflusse wachse und wo man weit besser, als in Spanien lebe. Meine Kameraden versprachen sich eben nicht so sehr viel von der Insel, und auch mich hatten die vielfältigen Erzählungen des in Corsica gewesenen Franzosen ein wenig besorgt gemacht, indessen was half es, wir mußten in unserer jetzigen Lage wohl zufrieden sein, wo man

uns auch hinführte; denn mit dem Schicksale durften wir doch nicht hadern.

In dieser Nacht passirten wir bei sehr günstigem Winde die Corsica und Sardinien trennende Straße, und schon um 5 Uhr am 19. warfen wir an der Quarantaine des Hafens von Cagliari, der aber eher einem großen Meerbusen gleicht, Anker. Der Capitain wurde sogleich von dem Hafen-Commandanten, durch ein abgeschicktes Boot ersucht, genau zu melden, ob sich während der Ueberfahrt oder jetzt eine epidemische Krankheit auf dem Schiffe gezeigt habe. Als diese Frage verneinend beantwortet worden war, wurde dem Capitain eine versiegelte Ordre übergeben, die ihm die gewöhnliche Quarantaine von sechs Tagen auferlegte, der jedes Schiff unterworfen ist.

Während dieser sechs Tage brachte man uns zwar allerlei frische Nahrungsmittel an Bord, aber bei Todesstrafe durfte, außer den von der Quarantaine dazu bestimmten Personen, kein Mensch sich unserm Schiffe nähern. Ich weiß nicht, was für ein eigenthümliches, freudiges Gefühl mich ergriff, wenn ich mich auf die Insel versetzt dachte, es war mir, als wenn ich hier mein Vaterland betreten und viele Freunde und

Verwandte finden würde. Ich hatte in diesen Tagen den ernsten Entschluß gefaßt, alle Kräfte aufzubieten, um mich im sardinischen Dienste zu irgend einer Stelle hinauf zu schwingen; denn für das bürgerliche Leben war ich doch nun verdorben, und da ich in meinem Vaterlande nichts mehr zu suchen hatte, so war ich ja überall zu Hause. Ich zählte jetzt 28 Jahre und fast zehn Jahre hatte ich im Feldlager zugebracht, wodurch meine Gesundheit denn doch einigermaßen gelitten hatte; es war also Zeit, nun bald für meine Zukunft Sorge zu tragen, damit mir nicht am Ende der Bettelstab zu Theil würde. In den wenigen Tagen, die ich am Bord zugebracht hatte, hatte ich mich möglichst bemüht, um etwas von der italienischen Sprache zu begreifen, freilich sprachen diese rohen Seeleute eben nicht das reinste Italienisch, sondern den sardinischen Dialect in aller seiner Derbheit.

Nachdem wir unsere Quarantaine abgehalten hatten, wurden wir dicht am Hafendamme ausgeschifft und in eine Caserne gebracht, die sich neben dem nicht sehr ansehnlichen See-Arsenale befand. Noch an diesem Abend erhielten wir vielfachen Besuch, theils von den Offizieren der wenigen Regimenter,

die hier in Garnison standen, noch mehr aber von den bei diesen Regimentern befindlichen Ausländern, die, in der Hoffnung, Landsleute unter uns zu finden, neugierig herbeigeströmt kamen. Es erschienen Franzosen, Polen und Deutsche, ja sogar Thüringer, aber ich konnte ihnen so wenig Nachrichten aus ihrem Vaterlande geben, als sie mir. Die meisten dieser Thüringer waren von dem weimarischen Bataillon, und schon vor langer Zeit in Catalonien, bei Manresa, gefangen und zu Tarragona verkauft worden. Die Weimeraner dienten alle unter dem Garde-Regimente der See-Kanoniere, welches weit besser bezahlt wurde als die Linientruppen, sie lobten übrigens das Leben in Sardinien, besonders priesen sie den Wein als sehr gut und sehr wohlfeil; um uns einen Beweis davon zu geben, entfernten sich einige und schafften mehrere große Krüge Wein herbei, der mir recht wohl behagte. Die Unterhaltung wurde nun immer lebhafter und dauerte so lange fort, bis der Zapfenstreich unsere neuen Freunde in ihre nahe gelegene Caserne rief. Wir legten uns nieder, und fanden, daß unsere Lager, in Vergleich mit denen, die wir in der letzten Zeit in Spanien gehabt hatten,

recht gut waren. Am andern Morgen erschienen mehrere Offiziere von verschiedenen Regimentern, um uns in Empfang zu nehmen; ihre Uniformen waren den französischen fast ganz gleich, nur ihre Epaulets hatten eine andere Form. Die königliche Garde der See-Kanoniere hatte das Recht der ersten Wahl, und ich als Ausländer wurde sogleich von ihnen erwählt, worauf man mich nach der Caserne führte und auf der Stelle einkleidete.

Hier traf ich die Freunde von gestern wieder, sie benahmen sich alle sehr gefällig gegen mich, gaben mir die nöthigen Verhaltungsregeln und riethen mir ganz besonders, beständig den eifrigen Katholiken zu spielen, weil es mir sonst nicht gut gehen würde. „Wir sind alle gut katholisch, sagte ein langer Corporal, Namens Leich, obgleich wir die lutherische Religion keineswegs abgeschworen haben, wir marschiren wie die andern in die Kirche, und machen alle ihre Gebräuche mit, weil sie es einmal nicht anders haben wollen." Dieser Leich war ein sehr braver Soldat, treu und bieder gegen seine Kameraden, deren Liebe er eben so besaß, wie die Achtung seiner Obern, nur den einzigen Fehler hatte er, daß er

dann und wann mehr trank, als er vertragen konnte. Er weihte mich bald in den neuen Dienst ein, dessen Erlernung für mich wenig Schwierigkeiten hatte; die Bedienung der Kanonen war dieselbe, wie auf dem Lande, und da ich dies Exercitium oft genug mit angesehen, auch bei der französischen Marine selbst mit gemacht hatte, so wurde ich schon nach wenig Tagen als ein völlig eingeübter Kanonier angesehen, und mußte so gut, wie die andern meinen Dienst thun.

Der Obrist unseres Regiments, Cavaliero de Mai, ein sehr strenger, aber auch sehr rechtlicher Mann, liebte die Deutschen außerordentlich, und zog uns nicht nur den Eingebornen, sondern auch allen andern Nationen vor. Dafür bemühten sich aber auch alle bei dem Regiment befindliche Deutsche, dieser guten Meinung zu entsprechen, und wir gaben uns im Dienste alle mögliche Mühe, um unserm Anführer immer Ehre zu machen. Zufolge dieser Vorliebe waren die Unteroffiziere großentheils Deutsche, und auch ich wurde, ehe ein halbes Jahr verging, dazu ernannt.

Cagliari, wo ich mich damals längere Zeit aufhielt, liegt dicht am Ufer des Meeres, an einer sehr

großen Bai gleiches Namens; hinter der Stadt erheben sich Gebirge, deren Gipfel bis in die Wolken reichen, und deren untere Theile zum Anbau des türkischen Weizens und des Weinstockes benutzt werden, während die Höhen von Wäldern bedeckt sind. Die Stadt ist sehr gut befestigt und groß, zählte aber damals, obgleich sie der Sitz des Königs und der Aufenthalt vieler aus Piemont geflüchteten Großen war, nur einige 20,000 Einwohner.

Jetzt durfte ich es ohne Gefahr wagen, meine glücklich gerettete Beute hervorzuholen, und ich bestimmte einen Theil der ersten Dublone, die ich wechselte, und für welche ich einige 90 piemontesische Lire erhielt, um meinen neuen gegen mich so gefälligen Kameraden meine Dankbarkeit zu beweisen. Bei dem Wechsel dieses Goldstücks machte ich zufällig eine Bekanntschaft, die mir später viele Annehmlichkeiten gewährte; ich hatte mich an einen Kaufmann in der Nähe des königlichen Pallastes gewendet, der Mann sprach sehr gut französisch, er unterhielt sich lange mit mir über mein früheres Leben, besonders über den Feldzug, dem ich in Spanien beigewohnt hatte, und ich mochte ihm nicht mißfallen haben; denn zu

meiner großen Freude lud er mich ein, sein Haus recht bald wieder zu besuchen, auch wenn mich kein Geschäft zu ihm führte, und seine Frau und Tochter, die an unserem Gespräche ebenfalls Antheil genommen hatten, fügten freundlich hinzu, daß es auch ihnen Vergnügen machen werde, mich bald wieder in ihrer Wohnung zu sehen. Ich benutzte diese günstige Gelegenheit, anfangs besonders, um mich in der italienischen Sprache zu üben, die ich jetzt eifrig erlernte, und die unter den höhern Ständen hier ziemlich rein gesprochen wird; bald aber befand ich mich so wohl in dieser liebenswürdigen Familie, daß ich wenig Tage vorübergehen ließ, ohne sie zu besuchen, und wie freute ich mich, wenn die Mutter zu ihrer artigen Tochter sagte: „dieser Deutsche ist wirklich ein recht guter Mensch," und diese schien den mütterlichen Ausspruch gern zu bestätigen. Die Gunst aller meiner Kameraden hatte ich mir durch Freundlichkeit und durch manche kleine Gaben in vollem Maaße zu erwerben gewußt, und es schien jetzt wirklich, als wenn der Himmel mir gewogen werden wollte, was ich durch die treueste Erfüllung aller meiner Pflichten immer mehr zu verdienen suchte.

Im März 1813, neun Monate etwa nach meiner Ankunft, erhielt ich Befehl, einer Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen, welche die südöstliche Küste der Insel mehrmals bedroht hatten, mit beizuwohnen. Unser kleines Geschwader bestand aus fünf Galeeren, und ich befand mich am Bord der königlichen Galeere (la Reale), die nach ihrer Art sehr dauerhaft gebaut und gut eingerichtet war.

Die Galeeren sind lange Fahrzeuge, die sowohl durch Ruder, als durch Segel fortbewegt werden. An jeder Seite sind zehn, zwölf und noch mehr große Ruder befestigt, und neben jedem Ruder ist ein kleines Bänkchen angebracht, auf welchem die rudernden Galeeren-Sclaven sitzen; jedes Bänkchen ist mit zwei starken, eisernen Ringen versehen, an welchen die Sclaven, wenn sie rudern, angeschlossen werden. Bei schlechtem oder windigem Wetter, wo sie durch ihre Arbeit nichts nützen können, liegen sie gefesselt und streng bewacht unter dem Verdecke. Im Fall eines Angriffs werden sie von ihren Fesseln befreit, und wenn sie sich gut halten, so wird ihnen ein Theil ihrer Strafzeit erlassen; man gebraucht sie aber nur in der größten Noth zur Vertheidigung des Schif-

fes, und wenn die Gefahr nicht so drohend ist, läßt man sie unter dem Verdecke, und fesselt sie wo möglich noch fester, wie vorher, um vor jeder Meuterei sicher zu sein. Diese Menschen gehen sehr gern an Bord der Galeeren, weil sie hier dieselbe Kost erhalten, wie die See-Soldaten und in der freien Luft sind, am Lande hingegen steckt man sie in feuchte, unterirdische Löcher, und trotz der harten Arbeit, die sie hier verrichten müssen, erhalten sie zu ihrer Nahrung nichts, als Wasser und Brot. Die See-Soldaten befinden sich jederzeit auf dem Verdecke, das Wetter sei, wie es wolle, und haben zu ihrem Schutze nichts, als eine quer über das Schiff gezogene Plane, die weder den Regen noch die heißen Sonnenstrahlen gehörig abhält. Mitten durch die Galeere läuft, vom Hintertheil bis zum Bogspriet, ein aus zwei starken Bohlen gebildeter, breiter Falz, in welchem die Laffete und die Kanone selbst liegt, so daß man das Stück beliebig nach jeder Seite wenden kann. Auf dem Bord, vorzüglich am Hintertheil und am Bogspriet befinden sich zwei, vier, auch wohl mehrere kleinere Stücke, die hier befestigt sind und $^1/_2$ bis 1 Pfd. schießen; sie führen den Namen Drehbaßen, weil man sie, wie

jedes andere kleine Feuergewehr, nach allen Seiten drehen und richten kann. Die Segel und Segelstangen stehen schräg, und wenn die Galeere nur einigermaßen guten Wind hat, so ist kein anderes Fahrzeug im Stande, ihr zur Seite zu gehen. Eine solche Galeere ist gewöhnlich, mit Einschluß der Ruder-Sclaven, mit 150 bis 170 Mann besetzt.

Wir steuerten südlich nach der Höhe von Sicilien, dann gingen wir nach der Insel San Pietro, wo wir zu Tonara di Calvonagra unsere Station erhielten. Zwei Galeeren hielten immer die See, die andern drei blieben in dem kleinen Hafen, aber immer segelfertig, um auf den ersten Wink auslaufen zu können, doch hatten wir dann und wann die Erlaubniß, uns ein wenig am Lande umzusehen.

Dreizehntes Kapitel.

Schilderung der Bewohner von San Pietro. — Eifersucht der sardinischen Frauen. — Glücklich überstandene Lebensgefahr. — Abfahrt nach der Insel Santa Magdalena. — Schaafdiebstahl. — Rückkehr nach Cagliari. — Schluß.

Die Bewohner der Insel San Pietro standen auf einer dem Naturzustande sehr nahen Stufe der Cultur, ungereizt waren sie die friedlichsten Menschen von der Welt, aber jede Beleidigung machte sie zu wahren Unmenschen. Abergläubisch im höchsten Grade, fanden sie in allem, was außerhalb der Grenzen ihrer Begriffe lag, übernatürliche Erscheinungen, die sie jederzeit Zauberern oder Hexen zuschrieben. Mißtrauisch waren sie nicht im mindesten, und wenn die

ganze Familie auf dem Felde oder in dem Weinberge arbeitete, so verschlossen sie doch nie ihre Thüren; denn wenn wir frisches Wasser einnahmen, das wir aus einer einige Stunden entfernten Quelle, die dicht an einem kleinen Dörfchen lag, schöpften, so gingen wir oft in die Häuser, nahmen uns, wenn wir keine Menschen fanden, selbst Brot und Wein, und legten die Bezahlung dafür auf den Tisch. Auf der ganzen Insel gab es nur ein einziges Wirthshaus; auch in Sardinien selbst sind solche Häuser selten, dafür aber sind die Bewohner sehr gastfrei, kein Wanderer kann wegen seines Unterkommens in Verlegenheit gerathen; denn er wird auch in der kleinsten Hütte bereitwillig aufgenommen, und gern theilt der Bewohner sein kärgliches Mahl mit ihm. Fast alle Sardinier sind gute Jäger und ziehen oft Tagelang dem Wilde nach, zu andern Beschäftigungen zeigen sie sich faul und träge; ihre Weiber müssen fast alle Arbeiten versehen, und sie selbst arbeiten nur dann, wenn sie der Hunger dazu zwingt. Ihre Bedürfnisse sind nicht groß; denn sie leben mäßig und nüchtern, und ich kann mich nicht entsinnen, jemals einen betrunkenen Sardinier gesehen zu haben. Die Männer

tragen auf dem Kopfe eine Mütze oder eine Art leinenen Sack, der das Haupt bedeckt, einen Rock von grobem Tuche, darüber einen Ueberrock von Schaaffellen und einen Riemen um den Leib, in welchem ein Messer steckt, auch sind sie fast beständig mit einer Jagdflinte bewaffnet. Wirklichen Reichthum findet man bei diesen Menschen fast gar nicht, und wenn ein Bauer ein Paar Pferdchen und eben so viel Kühe und Ziegen besitzt, so gilt er schon für sehr wohlhabend.

Zum Schutze des Landes hat man an allen Küsten hohe Wartthürme errichtet, die so nahe an einander liegen, daß man sich durch Signale von einem zum andern verständlich machen kann; aber dennoch sind die Einfälle der Barbaresken nicht selten. Die Sardinier fürchteten diese feindseligen Gäste gar sehr, und so oft wir mit ihnen zusammen kamen, baten sie uns dringend, doch ja alle Fahrzeuge dieser Corsaren zu vernichten. Wir kreuzten in dieser Absicht täglich an der Küste, gingen auch zuweilen so weit in die See, daß wir der afrikanischen Küste ziemlich nahe kamen; aber wir trafen niemals feindliche Fahrzeuge; wahrscheinlich mochten die häufig vorüber fahrenden

englischen Schiffe diesen Seeräubern so viel Achtung einflößen, daß sie sich nicht bis in die Nähe der christlichen Küste wagten.

So verfloß eine Woche nach der andern, bald war unsere Galeere auf der See, bald im Hafen; am Tage durften wir an das Land gehen, mußten aber immer in der Nähe bleiben, um auf das erste Zeichen an Bord eilen zu können. Wir besuchten dann gewöhnlich das einzige Wirthshaus des Städtchens, dessen Besitzer ein lustiger Mann war, der uns oft mit seinen Späßen erheiterte; wie man denn den Sardiniern einen natürlichen Witz nicht absprechen kann. Wir hatten in diesem Hause viel Verkehr mit den sardinischen Schönen, die in ihren kurzen Röckchen und bunten Strümpfen recht artig aussahen; ihre Gesichtsfarbe näherte sich freilich eher der schwarzen als der weißen. Diese Mädchen waren noch verliebter und feueriger als die Spanierinnen, aber auch noch leidenschaftlicher, und wehe dem, der einem solchen Mädchen Treue gelobt hatte, und dann mit einer andern schön that. Als Beispiel ihrer Eifersucht will ich einen Fall mittheilen, den ich selbst erlebte.

Einer meiner Kameraden, ein schöner, junger, wohlgewachsener Sardinier, hatte die Augen der Tochter eines Accise-Einnehmers auf sich gezogen, und sie schenkte ihm ihre Gunst im vollen Maße. Der Kanonier, der die Liebe dieser schwarzgelben Schönen nur aus Gewinnsucht erwiederte, weil sie ihm öfters ansehnliche Geschenke machte, verliebte sich später in ein weit reizenderes Mädchen. Da sich das Liebespaar, wegen mehrerer Hindernisse, am Abend nicht sehen konnte, so trafen sie einander in den kleinen Gebüschen, die sich in der Nähe des Orts befanden, und ganz zu solchen verliebten Zusammenkünften geeignet waren. Diese neue Liebschaft des Kanoniers wurde bald seiner frühern Geliebten verrathen, und eines Tages, als das Mädchen an dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte früher eintraf, als der Kanonier, sprang die erbitterte Sardinierin mit einem Dolche in der Hand aus ihrem Hinterhalte hervor, und versetzte dem Mädchen mehrere Stiche, die zwar nicht tödtlich waren, aber es leicht hätten seyn können, wenn sie nicht von der starken Schnürbrust abgeglitten wären. Als der Kanonier seine verwundete und durch den Blutverlust halb entseelte

Geliebte fand, war die Thäterin entflohen, und so lange wir uns hier aufhielten, kam sie nicht wieder zum Vorschein.

In Sardinien wird überhaupt fast jede Beleidigung durch Blut gerächt, der Verbrecher entflieht gewöhnlich in die Gebirge, und entkömmt fast immer den ihm drohenden Strafen; denn nie verräth ein Sardinier einen solchen Flüchtling, der zu ihm geflohen ist, und nicht selten widersetzt man sich den königlichen Carabinieren, die solchen Uebelthätern nachsetzen. Diese Rachsucht herrscht nicht allein bei den niedern, sondern auch bei den höhern Klassen, ihr heißes Blut läßt sie im Augenblicke der That nie an die Folgen denken, die daraus entspringen können, und blindlings folgen sie den Eingebungen der Leidenschaft, von der sie eben befangen sind. Diese Leidenschaftlichkeit und der Fanatismus der Sardinier hätte eines Tages mir selbst, trotz aller Vorsicht, gefährlich werden können.

Wir fischten nämlich eines Tages in dem rund um Sardinien sehr fischreichen Meere, und da es uns mehr um das Vergnügen als um einen großen Fang zu thun war, so bedienten wir uns blos der An-

geln. In meiner Nähe saß ein Fischer, an dessen Angel zufällig kein einziger Fisch anbeißen wollte, während ich zu derselben Zeit sehr glücklich war. Einer meiner Kameraden wollte einen Spaß machen, und sagte leise zu dem Fischer, es wäre ganz natürlich, daß er nichts finge, weil ich seine Angel bezaubert hätte, und die Fische zwänge, an die meinige zu gehen. Der erbößte Sardinier sprang sogleich auf, zog mit fürchterlichen Flüchen sein Messer, riß mich, der ich an nichts Böses dachte, rücklings zu Boden, und wenn der Kanonier, der den einfältigen Spaß gemacht hatte, nicht schnell zugesprungen wäre, so konnte es leicht um mein Leben geschehen sein. Der Fischer entfernte sich eilig, um in die Kirche zu rennen und dort den bösen Geist durch Weihwasser von seiner Angel vertreiben zu lassen.

Der Capitain, welcher unsere Galeere commandirte, Herr Galandio, ein sehr heiterer, lebenslustiger Mann, verwehrte es uns nicht, wenn wir einige der Einwohner der Insel mit an Bord brachten, und ihnen das Innere des Fahrzeuges zeigten; diese ungebildeten Menschen konnten sich über das, was sie hier erblickten nicht genug wundern, und thaten über

die Menge Dinge, deren Anblick ihnen ganz neu war, zahllose, wunderliche Fragen. Nicht selten waren auch die Mädchen der benachbarten Dörfer so dreist, uns auf der Galeere zu besuchen; aber nach einem etwas plumpen Scherze eines unserer Kanoniere blieben sie weg. Der Kanonier lud nämlich eins dieser Mädchen ein, auf einer offenen Theertonne Platz zu nehmen, die eben auf dem Verdecke stand, weil man im Begriff war, das Schiff an einigen Stellen zu calfatern. Das Mädchen setzte sich ohne Argwohn mit ihrem kurzen Röckchen auf die Tonne, aber kaum hatte sie einige Minuten gesessen, als sie bemerkte, daß die nicht allzu feste Masse durch die Erwärmung immer flüssiger wurde; das laute Gelächter der Schiffsmannschaft verrieth ihr, daß man sie zum Besten hatte, sie wollte aufspringen, konnte sich aber nur mit Mühe von ihrem Sitze losreißen, worauf sie sich feuerroth vor Schaam und Zorn sogleich entfernen wollte. Sie mußte sich aber gedulden, bis ihre Gefährten, die selbst darüber lachten, sich zur Abreise entschlossen; während dieser Zeit lehnte sie beschämt mit dem Rücken an der Schiffswand, mußte sich aber gar sehr in Acht nehmen, daß sie nicht von neuem fest klebte.

Nach einiger Zeit erhielt unser Capitain den Befehl, mit zwei Galeeren nach der Insel Santa Magdalena in der Straße Bonifacio zu gehen und dort zu kreuzen. Zu Ende des Februar verließen wir die Insel San Pietro, umsegelten die Spitze des Cap Falcone, steuerten aber nicht in gerader Richtung nach unserm Bestimmungsorte, sondern kreuzten hin und her und gingen sogar bis an die Küsten von Corsica, und unser Befehlshaber war tollkühn genug, eine Landung auf dieser bekanntlich französischen Insel wagen zu wollen. Plötzlich drehte sich aber der Wind und kam uns mit solcher Gewalt entgegen, daß wir weit von der Küste zurückgeworfen wurden, und trotz aller Mühe nicht die nöthige Höhe erreichen konnten, um in die Straße Bonifacio einzulaufen. Endlich, als alle unsere Anstrengungen vergeblich waren, als mehrere Ruder brachen, viele Taue zersprengt wurden und alles in Unordnung gerieth, beschloß der Capitain mit dem Winde zu gehen, und so, wie das Schiff gewendet worden war, schoß es wie ein Pfeil dahin.

Die Galeeren-Sclaven befanden sich jetzt am besten; denn sie lagen ruhig unter dem Verdeck, wir

aber standen fast beständig bis an die Knie im Wasser und mußten noch froh sein, daß die über Bord schlagenden Wellen uns nicht mit in das Meer rissen. Jeder Sturm erscheint auf einem solchen flach gebauten Fahrzeuge weit schrecklicher, als auf einem andern, weil man hier die Thurm hohen Wellen beständig vor Augen hat, und weil das Schiff oft in einer Linie mit ihnen liegt; aber die Gefahr ist im Grunde geringer, wenn das Schiff nur genug Ballast und das gehörige Gleichgewicht hat.

Wohlbehalten langten wir in einer der Baien der Insel Santa Magdalena an, wo nur so viel Mannschaft an Bord blieb, als zur Bewachung der Galeeren-Sclaven nöthig war, wir übrigen aber gingen an das Land, um die auf dem hiesigen Fort stationirten Truppen abzulösen, die mit der einen Galeere nach Cagliari zurückgebracht werden sollten.

Die Insel Magdalena ist äußerst fruchtbar, aber eben so schlecht angebaut, wie Sardinien selbst, dessen herrlicher Boden durch die Faulheit der Bewohner auffallend vernachlässigt wird. Vieh mancherlei Art, besonders Ziegen und Schaafe, gab es hier im Ueberflusse. Das größere Fort commandirte der Lieutenant

und das kleinere wurde mir anvertraut; es hieß ebenfalls Magdalena und lag auf einer Spitze der Insel, der zu Corsica gehörigen Insel Santa Maria gegen über und so nahe, daß wir bei hellem Wetter alles, was dort vorging, deutlich sehen konnten. Hier waren wir uns ganz selbst überlassen; denn der Lieutenant kam höchstens alle drei Tage einmal zu uns, um zu visitiren; die Sardinier, die sich bei meinem Detaschement befanden, benutzten diese Freiheit, um ihre eigenen Landsleute zu bestehlen und zu betrügen, worauf diese abgefeimten Bursche immer sannen. In einer stürmischen Nacht kamen einige Kanoniere zu mir und fragten mich, ob ich ihnen nicht erlauben wolle, ein Paar Schaafe von der in einem Thale neben dem Fort weidenden Heerde zu stehlen. Ich weigerte mich lange; aber da sie mir versicherten, daß nicht die geringste Gefahr für mich dabei sei, und da es uns wirklich an frischem Fleische fehlte, so ließ ich mich endlich überreden und beschloß, an diesem Abentheuer selbst mit Antheil zu nehmen. Ich wagte allerdings viel dabei, aber die Schurken machten mich so sicher, daß ich nicht an die Folgen dachte, die es für mich haben konnte. Ein verwegener Ka-

nonier, Namens Spoletti, versicherte, er sei schon oft dabei gewesen, und er werde gerade die mit Glocken versehenen Schaafe auswählen, weil das gewöhnlich die Fettesten wären.

Wir stiegen die Anhöhe herab in das Thal, wo die Hirten mit der wenigstens tausend Stück starken Heerde lagen; ein Kanonier schlich sich auf die entgegengesetzte Seite und ahmte hier das ängstliche Blöken eines Schaafes so geschickt nach, daß die dadurch getäuschten Hirten eilig dorthin liefen, worauf der Kanonier, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, sich immer weiter entfernte, und so die Hirten mit sich fort lockte. Wir benutzten schnell die Abwesenheit der Hirten und hatten bald drei mit Glocken behangene Schaafe, die wir glücklich mit uns fort schleppten.

Sobald wir in unserm Fort wieder angekommen waren, wurden die erbeuteten Thiere sogleich geschlachtet, zerlegt und ein Theil des Fleisches gekocht, das Uebrige aber mittelst eines Stricks in dem Brunnen versenkt und die Felle vergraben; denn wenn der Streich an den Tag kam, so würden wir schwerlich der Galeerenstrafe entgangen sein.

Am andern Morgen erschien der Lieutenant zu ungewöhnlicher Zeit und von einem Hirten begleitet; er zankte gewaltig, sagte, es wären in dieser Nacht drei Schaafe gestohlen worden und der Verdacht fiele auf niemanden, als auf uns. Wir stellten uns ganz verwundert, ja, einige der Frechsten fühlten sich beleidigt, und bedienten sich eben nicht der höflichsten Ausdrücke gegen den Hirten. Der Lieutenant suchte jedes Winkelchen durch, visitirte sogar das Pulvermagazin, und sahe selbst in den Brunnen hinab, entdeckte aber nirgends die mindeste Spur. Ich muß aber auch gestehen, daß ich nirgends gewandtere und flinkere Schlächter gesehen habe; denn ehe eine halbe Stunde verging, war auch kein Blutstropfen mehr zu sehen. Indessen hatte ich bei der ganzen Sache doch so viel Angst ausgestanden, daß ich fest beschloß, niemals in meinem Leben wieder Erlaubniß zu einem solchen Wagestücke zu geben.

Der Kanonier, welcher die Rolle des blökenden Schaafes übernommen hatte, wäre bei diesem Abentheuer fast am schlimmsten weggekommen; denn die Hirten, die in diesem Lande alle mit Schießgewehren bewaffnet sind, hatten nach der Stelle, wo er blökte,

mehrmals geschossen, und das Blei war dicht an seinem Kopfe vorüber geflogen; aber die Gefahr hatte ihn nicht im mindesten abgeschreckt.

Nicht weit von Santa Magdalena liegt die Insel Tavarena, deren steile, felsige Ufer einen natürlichen Wall bilden, der an vielen Stellen so senkrecht aufsteigt, daß man nur mit großer Mühe hinaufklimmen kann, und daß der größte Theil der Insel nur den wilden Ziegen zugänglich ist, die in großen Heerden hier leben. In der Vorzeit sollen die Barbaresken eines Tages Menschen und Thiere in Sardinien geraubt haben, da sie verfolgt wurden, so setzten sie, um ihr Schiff zu erleichtern, eine Heerde zahmer Ziegen, die sie ebenfalls erbeutet hatten, an dieser Insel aus, und diese sollen sich auf dem unbewohnten, den Menschen fast unzugänglichen Orte seitdem fortgepflanzt und bedeutend vermehrt haben. Die Sardinier gehen fleißig hierher auf die Jagd, um diese Thiere zu erlegen, deren Fleisch sehr wohlschmeckend und deren Fell sehr fein sein soll.

Im Junius 1813 wurden wir nach Sardinien zurückgerufen und hier erfuhren wir, daß Napoleons Weltherrschaft in ihren Grundfesten erschüttert sei;

eine Nachricht, die mich um so mehr überraschte, da ich seit meiner Entfernung vom Kriegsschauplatze gar keine Nachrichten von den politischen Welthändeln erhalten hatte; denn in Sardinien bekümmert man sich gar wenig um Politik.

Nach meiner Ankunft in Cagliari machte ich bei der ersten Gelegenheit dem mir so werthen Hause in der Barcelloner-Straße meinen Besuch, um mich als Sergeant zu präsentiren; denn während meiner Abwesenheit war ich zu diesem Posten ernannt worden. Groß und ungeheuchelt war die Freude dieser vortrefflichen Menschen, Vater, Mutter und Tochter empfingen mich mit gleicher Herzlichkeit, was mich sehr glücklich machte, und als ich der Tochter allerlei kleine Seltenheiten, die ich am Meere gesammelt hatte, überreichte, dankte sie mir so freundlich, daß ich vor Freuden außer mir war, und in den süßesten Hoffnungen schwelgte.

Das sind die letzten Worte aus dem Tagebuch eines vom Schicksale hart geprüften Mannes, der

nach langen Irrfahrten auf dem Meere des Lebens hier endlich einer bessern Zukunft entgegen sahe, als die Parze seinen Lebensfaden durchschnitt. Geliebt von allen seinen Kameraden, geachtet von seinen Obern, hatte er sich durch sein sittliches Betragen die Gunst vieler Bewohner der Hauptstadt erworben, und die oben erwähnte Kaufmannsfamilie schätzte ihn als täglichen Hausfreund. Der Chef seines Regimentes, Cavaliero de Mai, und dessen Stiefbruder, der Obrist-Lieutenant, hatten längst seine guten Eigenschaften erkannt und ihn bereits zum Offizier vorgeschlagen; wenn das in Erfüllung ging, dann hätte seinem Glücke nichts mehr im Wege gestanden, und er würde gewiß in Kurzem der Schwiegersohn des wohlhabenden und allgemein geachteten Filara geworden seyn.

Kurz nach seiner Ankunft überfiel ihn ein hartnäckiges Fieber, das ihn, trotz aller Anstrengungen der Aerzte, nicht eher wieder verließ, als bis er seinen Geist ausgehaucht hatte. Er wurde mit allen Ehren, die einem gedienten Seemanne zukommen, zur Erde bestattet, und sein Freund Leich eignete sich sein

Tagebuch zu, aus welchem ich die vorstehende, gewiß nicht uninteressante, Geschichte seines Lebens zusammengestellt habe.

Der Feldjäger.

Im Verlags-Comtoir zu Braunschweig erschienen folgende Werke und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Montenglaut, Henr. von, Novellen, Erzählungen und Reise-Skizzen. 2 Thle. 8.
br. 2 Thlr. 12 Ggr.

— — Dramatische Werke. 2 Thle. 8.
br. 2 Thlr.
jeder einzeln 1 Thlr.

Reichstern, Paul. von, der letzte Bischof von Lausanne. Historische Novelle. 8. br. 1 Thlr.

— — die Camisarden. Historische Novelle ꝛc. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 18 Ggr.

Richter, E., die Namensschwestern. 2 Thle. 8.
1 Thlr. 12 Ggr.

Schütz, Prof. Dr., Englisch-Französischer Rasirspiegel für Deutschlands Universitäten. 8.
br. 1 Thlr. 8 Ggr.

Sibylla Sperenza, neue sibyllinische Blätter. Ein Traumbuch für Personen aus allen Ständen. 12. br. 9 Ggr.

Ueber die Emancipation der Homöopathie. 8.
geh. 4 Ggr.

Früher erschienen daselbst:

Beiträge für Rechtsphilosophie, Gesetzgebung und Staatskunst, in Anwendung auf die positiven Grundlagen deutscher Staatsverfassungen, herausgegeben von einem Staatspraktiker. Erstes und zweites Heft. gr. 8.

Jedes Heft auch unter seinem besondern Titel:

Censur und Confiscation von Druckschriften, aus dem Standpunkte der Rechtsphilosophie und Staatskunst betrachtet. Nebst einem, den

heutigen Verhältnissen deutscher Bundesstaaten entsprechenden Entwurf eines Censur-Edicts, von einem Staatspraktiker. gr. 8. eleg. br. 1 Thlr.

Bemerkungen über juridische und administrative Gegenstände im Preußischen Staate, mit besonderer Beziehung auf das Herzogthum Sachsen, zur Berücksichtigung der Landstände und Behörden, von Ernst von Skork. gr. 8. eleg. br. 20 Ggr.

Centifolie, die, ein Taschenbuch für 1830, vom Professor Dr. F. K. Griepenkerl. 16. geb. 18 Ggr.

Cromwell et Napoléon, la revolution d'Angleterre et la revolution Française, parallèlement comparés, suivis de quelques pensées et reflexions morales et politiques, par un ami de la verité. gr. 8. eleg. br. 1 Thlr. 8 Ggr.

Dionysios von Halikarnassos über die Rednergewalt des Demosthenes vermittelst seiner Schreibart. Uebersetzt und erläutert von Dr. Albert Gerhard Becker. Nebst einer Abhandlung über Dionysios als ästhetisch-kritischen Schriftsteller, und den von E. Gros verglichenen Pariser Handschriften. gr. 8. 1 Thlr. 12 Ggr.

Erörterung einiger Rechtsfragen über die heutige Gültigkeit und Anwendbarkeit der Herzoglich Braunschweigschen Verordnungen wider ungetreue Bedienten und Boten, in gewissen vorausgesetzten Fällen. gr. 8. geh. 10 Ggr.

Frösche, die modernen, von Sittewald dem Jüngern. 8. 6 Ggr.

Geheimniß, das, der braunen Stube. Fortsetzung der Erzählung: der Fastnacht-Ball v. H. Clauren. 3 Bde.

Auch unter dem Titel:

Der Fastnacht-Ball von H. Clauren. 4r—6r Thl. 8. 3 Thlr.

Hohenhausen, Elise von, Novellen. 2 Bde. Mit Titelkupfer. 8. eleg. br. 2 Thlr. 4 Ggr.

Homöopathie, die, nach ihren Hauptzügen populär entwickelt von einem Nichtarzte, mit einigen Bemerkungen eines Arztes. 8. br. 9 Ggr.

Lentz, Dr. C. G. H., Braunschweigs Kirchenreformation im sechszehnten Jahrhunderte. Ein historischer Versuch, als Beitrag zum dritten Reformationsjubiläum der Stadt Braunschweig 1828. Im Anhange die erste Braunschweigische Reformationsschrift: Dr. Gottschalci Crußen Underrichtunge, worumme hee geweeken ut synem Kloester. gr. 8. br. 16 Ggr.

Müllner's dramatische Werke 8ter Theil. Ein Supplementband für Schriftsteller, Buchhändler und Rechtsgelehrte. 12. br. 18 Ggr.

Auch unter dem Titel:

Meine Lämmer und ihre Hirten. Historisches Drama in vier Handlungen von Müllner.

Dessen Mitternachtblatt für gebildete Stände. Dritter Jahrg. 1828. 4. 208 Nrn. 8 Thlr.

Desselben vierter Jahrg. 1829. 4. 208 Nrn. 8 Thlr.

Napoleon's Novellen. Dessen Erzählungen in den Abendzirkeln zu Malmaison, aus dem Stegreif gegeben. Nach dem französischen Manuscript der Madame C****n frei bearbeitet von C. Niedmann. 2 Bde. 8. br. 2 Thlr. 12 Ggr.

Niedmann, C., Dimitrij. Historische Novelle. 2 Bde. br. 1 Thlr. 12 Ggr.

Niedmann, C., Krähwinkel, wie es ist. Ein Sittengemälde von Santo Domingo. Frei nach dem Französischen bearbeitet. 8.
br. 1 Thlr. 6 Ggr.

Novellen-Kranz deutscher Dichterinnen. Erster Kranz, aus Beiträgen von Helmina von Chezy, Elise von Hohenhausen, Sophie May und Henriette von Montenglaut gewunden von C. Niedmann. Mit dem Bildnisse der Frau von Hohenhausen. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 12 Ggr.

Saphirs eiserner Abschiedsbrief. 8. 6 Ggr.

Taylor, Mrs., des Christen Erdenwallen. Ein Andachtsbuch für Gebildete aller Confessionen. Deutsch von Dr. E. L. Brauns. Mit einem Titelkupfer. 12. eleg. geb. 1 Thlr. br. 21 Ggr.

University of
Connecticut
Libraries